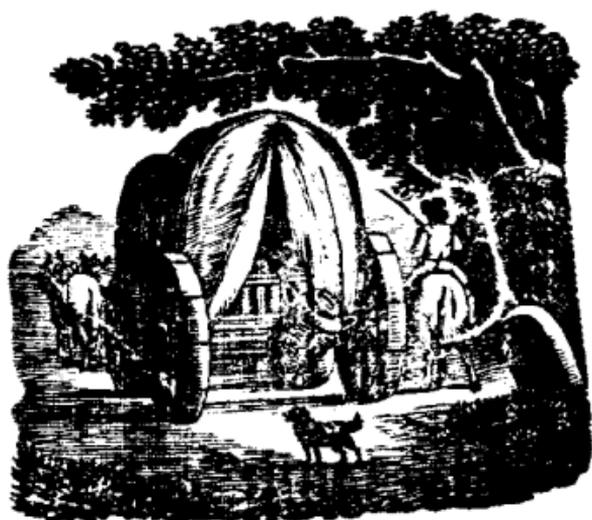


Setma,  
das türkische Mädchen.

~~~~~  
Eine Erzählung  
für  
Christenkinder

vom  
Verfasser des „armen Heinrich.“



Zweite verbesserte Auflage.

---

Stuttgart,  
bey Joh. Friedr. Steinkopf.  
1833.

---

## L i e b e K i n d e r !

Ich soll euch wieder etwas erzählen, haben einige Leute gesagt, und zwar haben sie gesagt, ich soll auch einmal eine Geschichte von einem Mädchen erzählen, nicht immer nur von Knaben. Nun weiß ich eine schöne Geschichte, und die auch wahr ist, aber von einem türkischen Mädchen. In den letzten Jahren habt ihr wohl immer viel von den Türken gehört, was das für wilde grausame Leute sind; aber vor diesem Mädchen dürft ihr euch deswegen nicht fürchten, die ist gar sanft und gutmüthig, und hat viel mehr Angst vor den Christen angestanden, als ihr je vor den Türken. Ich denke also, ich will euch diese Geschichte erzählen, und wenn sie euch nicht gefallen

sollte, so ist mir's Leid, und ich will's ein  
 ander Mal besser machen, wenn ich noch lebe.  
 Manches von euch liest wohl heuer zum  
 letzten Mal ein Weihnachtbüchlein, und ist  
 über's Jahr nicht mehr da. Was meint  
 ihr, liebe Kinder! wie viele von denen, die  
 den armen Heinrich vor drey Jahren gelesen  
 haben, seitdem in die andere Welt hinüber-  
 gegangen sind? Wenn ich's wüßte, wollte  
 ich es euch sagen, und ihr würdet erstaun-  
 nen. Wie bald kann's auch uns treffen!  
 Bedenket dieß!

Nun so lebet denn wohl, ihr Lebenden!  
 und sterbet wohl, ihr Sterbenden! Es kommt  
 ein Tag, da wir uns wiedersehen.

Der Verfasser.

## Erstes Kapitel.

### Setma und Guly in Belgrad.

Wo die Save in die Donau fließt, an  
 der Grenze des türkischen Reiches gegen  
 Oestreich, liegt die große Handelsstadt und  
 Festung Belgrad, sonst auch Grie-  
 chisch-Weissenburg genannt. Sie hat  
 30,000 Einwohner, und hundert türkische  
 Moscheen oder Bethäuser stehen innerhalb  
 ihrer Mauern. Die Einwohner sind groß-  
 tentheils Servier, doch wohnen auch viele  
 Türken darin, da die Stadt unter türki-  
 scher Botmäßigkeit steht, obgleich sie schon  
 mehrere Mal von den Christen erobert wor-  
 den ist. In dieser Stadt wurde im Jahr  
 Christi 1671 das Mädchen geboren, dessen  
 Geschichte euch in diesem Büchlein erzählt  
 werden soll. Sie erhielt den Namen Setma.  
 Fast hätt' ich gesagt: bey der Taufe;

und doch wurde sie nicht getauft: denn ihre Eltern bekannten sich zur Muhamedanischen Religion. Ihr Vater war ein türkischer Kaufmann, Namens Osman, der ein beträchtliches Vermögen besaß, und sein Geschäft mit Schiffen auf der Donau trieb. Er hatte das Amt eines Paschi oder türkischen Ober-Commissärs, und stand überdies noch deswegen in großem Ansehen, weil er ein Hadschi war, d. h. weil er eine Wallfahrt nach Jerusalem und nach Mekka, dem Geburtsort Muhameds gemacht hatte. Er wurde daher gewöhnlich Hadsch'Osman genannt.

Nun soll euch Setma selber weiter erzählen:

In stiller Zurückgezogenheit bin ich aufgewachsen, und nicht viel unter die Leute gekommen: denn mein Vater war ein sehr ernsthafter und strenger Mann, und meine Mutter starb, da ich kaum drey Jahre alt war. Ich wurde hierauf der Aufsicht einer ver-

ständigen Sklavin übergeben, welche schon bey Jahren war, und unsere Haushaltung besorgte. Im Lesen und Schreiben wurde ich nicht unterrichtet; das Einzige, was man mich lehrte, waren einige Gebete und Sprüche, wie sie bey den Muhamedanern gebräuchlich sind. Doch lernte ich auch einige weibliche Arbeiten. Mein Vater hatte einen deutschen Sklaven aus Böhmen; von dem lernte ich zum Zeitvertreib etwas deutsch. Ach wer hätte es damals glauben sollen, daß ich das einst so gut würde brauchen können! Aber die Wege Gottes mit Seinen Menschenkindern sind wunderbar, und oft bereitet Er sie lange vorher auf etwas vor, das sie später erfahren sollen. Ehe der Weber sein Gewebe anfängt, sind schon die rothen und blauen Fäden zugerüstet, welche hineingewoben werden sollen; aber Niemand weiß zuvor, wo sie hineinkommen, und was für ein Bild daraus werden wird, als er allein.

Ich hatte eine Gespielin von meinem Alter, Namens Guly, welche täglich zu mir kam, und mit welcher ich nach und nach zur innigsten Freundschaft verbunden wurde. Wir unterhielten uns, wenn wir zusammenkamen, mit Kinderspielen: denn von Gott und göttlichen Dingen wußten wir nichts zu reden, weil wir zu wenig davon verstanden. O wie glücklich sind doch Christenkinder, die von Kindheit auf mit dem Heiland und mit so vielen schönen Geschichten, welche in der Bibel stehen, bekannt gemacht werden! Die können ihre Zeit viel besser zubringen. Wenn sie es nur auch immer thäten! Wie froh wären wir gewesen, wenn wir die schönen Erzählungen von Joseph, Mose, Samuel, David, Jesus selbst und den Aposteln gewußt hätten, und hätten sie einander erzählen können! Da hätte uns die Zeit nie lang werden können. Das Liebste war uns, wenn der Vater, der oft in Geschäften verreisen

musste, nicht zu Hause war, und die Aufseherin Zeit hatte, sich mit uns abzugeben, und uns allerley Geschichten, Märchen und Fabeln zu erzählen. Das war freilich nichts Christliches; aber doch war zuweilen etwas Gutes und Lehrreiches darunter. Ich erinnere mich noch einer Fabel, die sie uns oft erzählen mußte, weil wir immer große Freude daran hatten. Es war die Fabel vom Frosch und von der

#### Haselmaus:

„Vor vielen, vielen Jahren lebte eine Haselmaus mit sehr weichen Füßchen und hellen Neuglein in einer kleinen Höhle nahe an dem Fuß eines Felsens. Die kleinen Kinder, welche von einigen benachbarten Hütten herbeikamen, um auf einem Moosplatz unter diesem Felsen zu spielen, konnten die Höhle nicht sehen, weil ein Zweig von Epheu darüber hergewachsen war, und da der Epheu das ganze Jahr grün blieb, so gewährte er der Haselmaus ein bestän-

diges Obdach. Nicht weit von der Höhle der Haselmaus in einem sumpfigen Platz unter dem Felsen lebte eine Familie von Fröschen, welche sich in den dunkeln Stunden der Nacht durch ihr Gequacke der Nachbarschaft kund gaben, so daß Jeder, der vorbeiging, sie leicht auffindig machen konnte, wenn er sich die Mühe nehmen wollte. Nun geschah es in einer hellen Mondnacht, daß eine Anzahl roher Knaben, welche vom Felde in ihre Hütten zurückgingen, zufällig das Quacken dieser Frösche hörte, worauf sie dem Schalle nachgingen bis zu ihrem Aufenthaltsort, und anfiengen, sie mit Steinen zu werfen. Dadurch wurden die kleinen Thiere bewogen, sich zu flüchten, so gut sie konnten, und einer von ihnen nahm seine Zuflucht zu der Wohnung der Haselmaus, wo er sich hinter die grünen Thüren von Epheu setzte, und um Erlaubniß bat, unter diesem Obdach zu bleiben, bis die Gefahr vorüber wäre. Die Haselmaus,

als sie von den Umständen unterrichtet war, hieß den Frosch sehr freundlich willkommen, und sagte zu ihm, obgleich ihre Höhle sehr klein sey, so stehe ihm doch die Hälfte derselben zu Dienst. Der Frosch war sehr dankbar für dieses gütige Anerbieten, schob sich in die Höhle hinein, kauerte sich auf eine Seite so eng zusammen, als er konnte, und wartete ganz ruhig, bis der Lärm der Knaben aufhören würde. Es wurde sonst kein Laut in den Wäldern gehört als das Zirpen einiger Grillen, die sich in der Nähe aufhielten, und das Plätschern einer kühlen Quelle, welche über den Felsen herabrann.

Als seine Furcht nachgelassen hatte, fieng der Frosch an, nach seiner Gewohnheit sich zu blähen und aufzublasen, und ließ seiner üblen Laune freien Lauf. „In der That, Nachbarin Haselmaus“, — sagte er — „du hast da eine sehr bequeme Wohnung, ob sie gleich für unser zwey kaum geräumig ge-

nug ist, und dennoch könnte ich sehr froh seyn, den Rest meines Lebens hier zuzubringen.“

„Ja“, — erwiderte die Haselmaus — „die Wohnung ist allerdings sehr bequem, und ist schon lange ein Eigenthum unserer Familie.“

„Wirklich“, — fuhr der Frosch fort — „ich wünschte nur, daß sie ein bißchen größer wäre: denn ich fürchte, du wirst schon finden, daß du in deinem Winkel kaum Platz genug hast.“ — Damit fieng er an, seine faltige Haut so aufzublasen, daß die kleine Haselmaus ganz an die Wand gedrückt wurde, und da sie merkte, daß es vergeblich seyn würde, sich mit einem so gehässigen Thiere in einen Streit einzulassen, flüchtete sie sich aus der Höhle, lief einen großen Theil der Nacht hindurch, und kam vor der Morgendämmerung wohlbehalten am andern Ende des Waldes bey einer bequemen Wohnung an, welche ihrem

Bruder gehörte. Unterdessen blieb der Frosch in der Höhle, und da er in einem Winkel derselben einen Vorrath von Lebensmitteln fand, welche die Haselmaus für den Winter aufgespeichert hatte, ließ er sich diese Leckerbissen so gut schmecken, bis er so breit und dick wurde, daß er nicht mehr durch die Oeffnung der Höhle hindurch konnte. Nach und nach verschloßen Erdstückchen und Steinchen, die vom Felsen herabfielen, den Eingang vollends, und da das Wasser, welches über die Felsen rieselte, eine versteinende Eigenschaft hatte, so wurde der Frosch in seiner Höhle eingeschlossen wie in einem Grab, und ohne Luft schöpfen zu können, mußte er darin bleiben bis vor ungefähr 30 Jahren. Da wurde von einigen Steinbrechern der Fels, der aus Kalkstein bestand, gebrochen; sein Grab ward geöffnet; er athmete noch ein paar Mal, und starb.“

Damals verstand ich den Sinn dieser Fabel nicht, und ergöhte mich nur an der

Erzählung selber; später aber fiel sie mir oft ein, wenn ich sah, wie übel es einem Menschen gehen kann, der einen Andern gewalthätig aus seinem Eigenthum vertreibt, und sich zum Besitzer davon macht, besonders aber, wenn ich darauf Acht hatte, welch' trauriges Ende der Undank nimmt. O du armer Mann! dachte ich da, du hast auch nichts vom Unglück des Frosches gehört!

So lebte ich nun unter glücklichen Umständen in leichtem Kindersinne dahin bis in's elffte Jahr, da hatte ich die erste schmerzhafteste Erfahrung zu machen. Mein Vater wurde gefährlich krank, und man sagte mir bald, daß an seine Genesung nicht mehr zu denken sey. Ich war untröstlich, denn ob er gleich ein strenger Mann gewesen, so hatte ich ihn doch herzlich lieb, und konnte mich nicht in die Trennung von ihm schicken. Ich kniete oft an seinem Krankenlager und weinte. Er war ganz ruhig und in sein Schicksal ergeben. „Jedem Menschen“,

sagte er, „ist seine Stunde bestimmt, und er kann ihr nicht entinnen. Die meinige ist nun gekommen, und ich fürchte sie nicht. Ich hoffe, in das Paradies einzugehen. Allah akbar! (d. h. Gott ist groß!)“ Mein Vater verließ sich darauf, daß er in Mekka gewesen, und glaubte deswegen, die Seligkeit könne ihm nicht fehlen. Als ich nachher zur Erkenntniß der christlichen Wahrheit kam, war ich oft wegen seines Schicksals in der Ewigkeit sehr bekümmert, bis mich Gott nach Seiner großen Barmherzigkeit auch darüber innerlich beruhigte. Am siebenten Tage nach dem Anfang seiner Krankheit starb mein Vater. Nach der Beerdigung übernahm mein Bruder das Handlungsgeschäft und die Haushaltung. Sonst blieb Alles bey'm Alten. Guly besuchte mich alle Tage, und wir brachten die meiste Zeit bey einander zu. Zwar gab's ein Jahr darauf einen schweren Krieg. Eine türkische

Armes zog bis nach Wien, und belagerte diese Stadt neun Wochen lang, wurde aber geschlagen, und mußte in Eilmärschen sich bis nach Belgrad zurückziehen. Da kamen auch viele Tausende gefangener Christensklaven durch die Stadt, welche durch ihr jammervolles Aussehen manches türkische Herz zum Mitleiden bewegten. Aber alles das gieng vorüber, und war für Kinder meines Alters mehr ein unterhaltendes Schauspiel als ein Gegenstand ernsthafter Ueberlegung. Sonst gieng ein Tag dahin wie der andere, mit wenig Abwechslung in unfrem Kleinen häuslichen Kreise. Was ich wünschte, bekam ich im Ueberfluß; Plage hatte ich keine als manchmal Langeweile; zu fürchten hatte ich auch nichts als die Trennung von meiner Gult, welche ich wie eine Schwester liebte. Dieß ist Alles, was ich von meiner Jugendzeit bis in's siebenzehente Jahr meines Alters zu erzählen weiß. Als ich dasselbe angetreten

hatte, gefiel es meinem Bruder, dem ich wie einem Vater gehorchen mußte, mich mit einem seiner Freunde, einem türkischen Kriegs-Commissär und Zahlmeister bey den Janitscharen, zu verloben. Ich kannte ihn nicht, war auch nicht darum befragt worden, und das Widerstreben hätte nichts geholfen: ich mußte mich also darein ergeben. Was mir diese Veränderung am meisten erschwerte, war die Besorgniß, in Zukunft die Gesellschaft meiner lieben Gult entbehren zu müssen, an die ich mich so sehr gewöhnt hatte. Aber wie ganz anders gieng's! Mein Bruder hatte beschlossen, ehe die Heirath wirklich vollzogen würde, noch eine große Geschäftsreise nach Tiflis und Isparhan zu machen, und trat diese Reise im Juny des Jahrs 1688 wirklich an. Ich nahm Abschied von ihm, ohne daran zu denken, daß wir uns zum letzten Mal gesehen hätten. Aber bald hieß es, Belgrad solle belagert werden, und schon im Anfang

des August rückten die Deutschen unter der Anführung des tapfern Kurfürsten von Baiern, Maximilian Emanuel, gegen die Stadt an. Im Anfang hatten die Türken gar wenig Furcht; und hielten es fast für unmöglich, daß die Stadt eingenommen werden könnte; deswegen wurde auch Niemanden gestattet, aus der Stadt zu flüchten. Aber am zehnten August merkte man aus den Anstalten; welche die Deutschen trafen, daß es ihnen mit der Belagerung Ernst sey, und nun bekamen die Einwohner der Stadt Erlaubniß, auf ihre Rettung bedacht zu seyn. Viele Personen brachten nun ihr bestes Eigenthum auf die Schiffe, und fuhren damit die Donau hinunter. Aus allen Straßen drängten sich Leute herzu, welche ihr Leben vor dem Christenschwert, und ihre Habe vor den räubrischen Christenhänden in Sicherheit bringen wollten. Aber noch war nicht die Hälfte der Fliehenden eingeschiffet, als sich ein un-

gemein heftiger Sturmwind erhob, der die übrigen vom Strome hinweg in ihre Häuser trieb, um auf den morgenden Tag zu warten, denn während des Sturmes war es nicht möglich, die Schiffe zu laden und fortzubringen. Unter diesen Flüchtlingen, die wieder in die Stadt zurückkehren mußten, war auch ich. Mit zwey Sklavinnen und einem Bedienten hatte ich mein väterliches Haus verlassen, und nichts mit mir genommen, als eine kleine Kasse voll Goldstücke und mein Juwelenkästchen. Aber ich war zu spät an den Haven gekommen, um noch mit den ersten Schiffen abfahren zu können, und als ich schon mit einem andern Schiffer für mich und meine Leute akkordirt hatte, was mein Bedienter besorgte, da kam jener Sturm, und trieb uns in die Stadt zurück. Es war eine angstvolle Nacht, und kein Schlaf kam in meine Augen. Der Sturm wehte heftig fort, und wenn er morgen nicht aufhörte, so war

zu befürchten, daß uns der einzig noch offene Weg, zu entkommen, auch vollends verschlossen werde. Endlich nach Mitternacht wurde es ruhig, der Sturm hatte aufgehört, und ich faßte wieder neuen Muth und neue Hoffnung. Die Augenblicke wurden mir zu Stunden, bis der Tag anbrach, und ich das Haus verlassen konnte, um zum Haven in das rettende Schiff zu eilen. Zuerst gieng ich nach dem Hause meiner Freundin Gulz, deren Familie sich, wie ich erst spät in der Nacht hörte, endlich auch noch entschlossen hatte, zu fliehen. Aber schon dort hörte ich, was den muthigsten Flüchtling in Angst und Schrecken setzen mußte, daß nämlich die Stadt nunmehr von den Deutschen völlig berennt und eingeschlossen sey; kein Ausweg zur Flucht sey mehr offen, und ein Jedes müsse sich nun auf das Schicksal gefaßt machen, das auf die Einwohner einer belagerten und eroberten Stadt warte. Unglückselige Botschaft!

Da stand ich, von allen meinen Hoffnungen herabgeworfen zu der traurigen Nothwendigkeit, in die Hände christlicher Sieger zu fallen, die an den Türken so viel erlittene Mißhandlung und Grausamkeit zu rächen hatten. Ich fiel meiner Freundin um den Hals und weinte, und sie weinte mit. O die armen kurzichtigen Menschen, die sich so viel vergebliche Sorgen machen! O die noch ärmeren, die keinen lebendigen Gott kennen, auf den sie ihr Vertrauen setzen dürften, und daher in Verzweiflung gerathen, so bald es dunkel wird um sie her! So war ich damals. Die erbarmende Liebe Gottes, welche etwas Besseres für mich ausersehen hatte, machte mir das Entrinnen unmöglich, und ich war darüber höchst unzufrieden und schmerzlich betrübt. Er wollte mir zur wahren Freiheit helfen, und mir graute nur vor Ketten und Banden des Leibes. O, Er hielt mich damals schon

fest mit Seilen der Liebe. Lobe den Herrn,  
meine Seele!

---

## Zweites Kapitel.

### Der Besuch in Wien.

So nahm denn am eilften August die eigentliche Belagerung der Stadt ihren Anfang, und weil ich in der Vorstadt an der Oberstadt wohnte, so mußte ich meine Wohnung gleich den Feinden überlassen, und mich auf die andere Seite in die Wasserstadt flüchten, wo ich in dem Hause meiner Freundin Guly freundliche Aufnahme fand. Das war eine Zeit großer Angst und Furcht, in welcher eine Schreckensbotschaft die andere ablöste, die Tage ohne Ruhe und die Nächte ohne Schlaf dahingingen, und jeder Lebende nur Einen Nachbar hatte, nämlich den Tod. O hätte ich damals recht beten können, wie viel leicht

er wäre mir das  
In den sechs u  
lagerung wuchse  
ung von Tag  
chten von den  
hinde überzeu  
tes als die C  
arten sey.  
er wurde,  
Begenwehr v  
unglaubliche  
Stadt und  
robert, un  
bergemacht.  
wohnten,  
mitfernt wa  
in der Tode  
her wälzte  
Sieger, u  
der Mißha  
hatte mich  
ten, und e

ter wäre mir das Alles zu tragen gewesen!  
In den sechs und zwanzig Tagen der Bes-  
lagerung wuchs die Noth und Beängsti-  
gung von Tag zu Tage mehr: alle Nach-  
richten von den täglichen Fortschritten der  
Feinde überzeugten uns, daß nichts An-  
deres als die Einnahme der Stadt zu er-  
warten sey. Endlich am sechsten Septem-  
ber wurde, ungeachtet der verzweifelten  
Gegenwehr von türkischer Seite, durch die  
unglaubliche Tapferkeit der Christen die  
Stadt und Bestung mit stürmender Hand  
erobert, und in der ersten Hitze Alles nie-  
dergemacht. Da die Wasserstadt, wo wir  
wohnten, am weitesten von dem Anlauf  
entfernt war, so mußten wir auch länger  
in der Todesangst schweben. Immer nä-  
her wälzte sich das brüllende Geschrey der  
Sieger, und das jammernde Wehklagen  
der Mißhandelten und Sterbenden; ich  
hatte mich darauf gefaßt gemacht zu ster-  
ben, und es war noch mein einziger Wunsch,

um nur nicht den Barbaren als Sklavin in die Hände zu fallen. Aber was ich auf's Aeußerste fürchtete, gerade das widerfuhr mir. Ein vornehmer Offizier nahm mich gefangen, ergriff mich bey der Hand und riß mich in größter Eile mit sich fort. So gieng's denn durch das Gedränge von Menschen und Pferden, über Todte und Verwundete hinüber, durch Bäche von Blut, unter herzerreißendem Geschrey von allen Seiten, der Sklaverey zu, vor der mir's tausend Mal mehr schauderte als vor dem Tode. Welche Bestürzung, welches Entsetzen mich damals ergriffen hatte, kann man sich denken. Etliche Mal suchte ich, wann wir in's Gedränge kamen, mich loszureißen, und wollte lieber von den Pferden zertreten werden, als eine Gefangene der Christen seyn. Aber ich wurde fest bey der Hand gehalten, und mußte folgen, wohin ich nicht wollte, bis ich, von fremdem

dem Blut fast ganz überzogen, endlich mit großer Mühe in's feindliche Lager gebracht war.

So mußte ich denn Sklavin seyn unter einem Volke, das ich auf's Aeußerste verabscheute, nicht bloß, weil mir von Kindheit an ein Haß gegen die christliche Religion eingepflanzt war, sondern auch weil ich sehen, hören und erfahren mußte, wie diejenigen, die sich rühmten, Christen zu seyn, eben so arg und noch ärger als die Türken lebten, und sich mit den gräßlichsten Lastern besleckten. Das konnte dann freilich bey mir und andern Türken keinen andern Eindruck machen, als daß ihre Religion ganz falsch, und sie ferne seyn müssen von der Furcht des wahren Gottes. Nachher erst lernte ich auch Christen von einer besseren Beschaffenheit kennen, die mich anders denken lehrten.

Indessen war bey mir keine Wahl; ich mußte folgen, wohin mich der, den mir

Gott zum Herrn und Gebieter gegeben hatte, haben wollte. Als nun der Kurfürst von Baiern nach der Eroberung Belgrads so schnell zurückeilte, daß er schon den vierten Oktober in seiner Residenz zu München ankam, so mußten ihm auch seine christlichen Truppen schleunigst folgen, und so wurde auch ich noch denselben Herbst von meinem Gebieter, dem bairischen Obristen-Lieutenant Burget, durch Ungarn und Oestreich nach Baiern geführt, und in die Stadt Landshut gebracht. Unterwegs machte mein Herr einen Besuch bey seinem Bruder in Wien, der östreichischen Hauptstadt, welche die Türken Belk nennen. Dieser war ein Kaiserlicher Hofrath, und wohnte in der Amagasse, nicht weit vom Kärnthner Thor. Mein Herr durfte nur drey Tage in Wien bleiben, was ihm sehr ärgerlich war, und mir wo möglich noch mehr. Denn hier lernte ich zum ersten Mal einen Christen kennen, der diesen Namen verdiente. Es war

ein alter Legationsrath, der im Hause des Hofraths wohnte, und schon mehrfach als Gesandtschafts-Sekretär gedient hatte. Er kam jedes Mal zum Essen, und ich verstand so viel Deutsch, um aus seinen Erzählungen zu merken, daß in ihm ein frommes Gemüth sey, das für alle Erfahrungen, die er in seinem Leben gemacht, Gott die Ehre gab, und Ihm für Seine Güte dankte. Das war mir etwas ganz Neues und Seltsames, und ich war sehr aufmerksam, um kein Wort zu verlieren, das dieser gute alte Mann sagte. Einmal bey Gelegenheit einer Nachricht, daß an mehreren Orten auf der türkischen Grenze die Pest ausgebrochen sey, theilte er seine eigenen Erfahrungen mit, die in uns Allen einen tiefen Eindruck von der schrecklichen Gewalt dieser Krankheit zurückließen. Ich will es mit seinen Worten wieder erzählen.

„Als ich“, sagte er, „vor drey und zwanzig Jahren Gesandtschafts-Sekretär in Lon-

don war, brach dort die große Pest aus, die vielen tausend Menschen das Leben kostete. Diese Krankheit machte nicht viele Umstände, in der kürzesten Zeit raffte sie die vorher gesündesten Menschen hinweg. Manchmal fiel ein Mann oder eine Frau mitten auf dem Marktplatz todt darnieder: denn viele Leute, welche die Pest hatten, wußten nichts davon, bis ihre Lebensgeister angegriffen wurden, und sie in wenig Augenblicken starben. Häufig fielen Leute auf diese Weise auf den Straßen ohne irgend ein Vorzeichen plößlich um, und waren auf der Stelle todt. Andere hatten etwa noch Zeit, bis zur nächsten Bude oder Thorhalle zu gehen, und setzten sich nieder und starben. Diese Vorfälle waren auf den Straßen so häufig, daß man kaum Jemand wandeln sah, wohl aber hie und da einen Leichnam auf dem Boden liegen. Im Anfang standen die Vorübergehenden still, wann sie so einen Todten antrafen, und riefen

den Nachbarsleuten zu, sie sollten herbeikommen; aber nachher, als die Fälle so häufig wurden, und die Angst eines Jeden für sein eigen Leben immer größer, nahm man gar keine Notiz mehr davon. Fand Jemand unterwegs einen Leichnam liegen, so gieng er quer über den Weg, um ihm auszuweichen; und war es in einer engen Gasse, so lehrte er um, und machte einen andern Weg. Da blieben denn die Leichname so liegen, bis die Polizey Nachricht hatte, und sie wegschaffen ließ, oder bis in die Nacht, wo sie der Todtenkarren, der durch die ganze Stadt fuhr, aufhub.“

„Auf meinen Wanderungen mußte ich manchen traurigen Austritt mitanschen von Leuten, welche in den Straßen todt niedersielen, oder das furchtbare Angstgeschrey der Frauen anhören, welche im Todestampfe noch die Fenster öffneten, und auf eine erschreckliche Weise herausschrien. Eines Tages, als ich durch Tokenhause Gard

gieng, wurde plöblich gerade über mir ein Fensterflügel heftig aufgerissen, und eine Frau stieß drey furchtbare Schreie aus, und rief: O Tod! Tod! Tod! in einem Schrecken erregenden Tone, der mir das Blut gerinnen machte. Es war Niemand auf der Straße zu sehen, öffnete auch Niemand ein Fenster: denn die Leute hatten alle Neugierde verloren. In Whitechapel kannte ich eine Familie von zehn Personen; sie waren alle anscheinend wohl am Montag; am Samstag Nachmittag waren alle todt, und das Haus stand leer.“

„Ein sonderbarer Vorfall begegnete mir eines Abends, als ich über City Road gieng, Es war schon halb Abenddämmerung, und ein dichter Nebel, der kaum zehn Schritte weit sehen ließ. Ich hatte mich verspätet, und eilte, um noch bey Tage meine Wohnung zu erreichen, ohne Jemand zu berühren. Niemand begegnete mir. Niemand zeigte sich auf der Straße. Auf

einmal sah ich vor mir eine Gestalt, die sich bewegte, und blieb stehen. Bey genauerer Betrachtung fand ich, daß es ein Mensch war, der sich bemühte, einen andern zu Boden gefallenen, und also wahrscheinlich todtten Menschen aufzurichten. Ich rief ihm zu: „Freund! bedenket Ihr auch, was Ihr thut? Ihr rühret einen Menschen an, der ohne Zweifel an der Pest gestorben ist; und müßt doch wissen, daß eine solche Berührung das Leben kostet!“ — Der Mann richtete sich langsam auf, und entgegnete mit einer hohlen Stimme: „Kamerad! für mich darfst du keine Sorge haben, ich bin schon einmal an der Pest gestorben, mir thut sie nichts mehr; aber den da hat sie scharf gepackt.“ — Die Stimme klang so tief herauf, ihr Inhalt war so sonderbar, Alles umher so still, alle Umstände waren so aufregend, und die Gestalt stand im Nebel so feierlich da, daß es mir zu verzeihen gewesen wäre, wenn

ich wirklich geglaubt hätte, einen Geist aus der andern Welt zu hören; aber indem ich überlegte, was ich aus der Sache machen sollte, fiel die lange Gestalt mit einem Schrey zu Boden, und war auch todt. Nachher hörte ich, daß es ein Wahnsinniger gewesen, der durch die Abwesenheit seines Wächters, welcher etwas holen wollte, Gelegenheit gefunden hatte, sich los zu machen, und auf die Straße zu gehen. Da traf er denn seinen Wächter an, den die Pest unterwegs ergriffen und getödtet.“

„Zu dieser Zeit lebte auch Lord Craven in London. Sein Haus war in dem Theil der Stadt, der seitdem Craven Buldingt heißt. Als die Pest allgemein wurde, entschloß sich der Lord, auf seinen Landsitz zu ziehen, um der Gefahr zu entgehen. Als er durch sein Schloß gieng, den Hut auf und seine Handschuhe anziehend, um eben in die Kutsche zu steigen, hörte er seinen Kutscher, der ein Neger war, zu einem an-

bern Bedienten sagen: „Ich denke, da mein Herr London verläßt, um der Pest zu entfliehen, so muß sein Gott auf dem Lande leben, und nicht in der Stadt.“ — Der arme Schwarze sagte dieß in der Einfalt seines Herzens, weil er wirklich glaubte, daß es verschiedene Götter gebe, die an verschiedenen Orten Macht haben. Dieses Gespräch machte aber auf Lord Craven einen solchen Eindruck, daß er in London blieb, wo er in dieser Zeit der Noth sehr thätig und nützlich war, und Gott war so gnädig, sein Leben zu erhalten.“

So erzählte der Legationsrath, und setzte hinzu: „Lasset uns Gott bitten, daß diese fürchterliche Plage nicht auch zu uns herüberdringt. Wir hätten's wohl verdient mit unsern Sünden.“

Wie gern hätte ich diesem Manne mein Herz geöffnet, wenn die Umstände es erlaubt hätten, und unser Aufenthalt in Wien von längerer Dauer gewesen wäre. Aber

nach drey Tagen mußte ich auch diesen Ruhepunkt wieder verlassen, und meine betrübte Reise weiter fortsetzen. O wie schmerzlich war das! Vom Vaterlande immer weiter hinweg, ohne Hoffnung, wieder in dasselbe zurückzukommen, oder jemals eines von den Meinigen wieder zu sehen: und hinein unter ein Volk, gegen welches ich die größte Abneigung hatte, und von dem ich nichts als Verachtung, Mangel und harten Dienst zu erwarten hatte. Als wir Wien verließen, hörten wir dort schon ein Volkslied auf die Eroberung von Belgrad singen, das also anfing:

Sechszehnhundert acht und achtzig  
Hohn's Belgrad eing'nomme;  
Die Türke die seyn gloffe,  
Wie der Maxel is komme &c.

Das war auch wieder eine Erinnerung an mein Unglück, die mich schmerzlich verwundete, und so war auch meine Lage in Landshut nicht dazu geeignet, mich dasselbe

vergessen zu lassen. Mein Herr war zwar ein gutmüthiger rechtschaffener Mann; aber seine Frau, aus Böhmen gebürtig, war streng und unbarmherzig, führte einen ungeordneten Lebenswandel, war besonders dem Weintrinken ergeben, und plagte und mißhandelte mich oft über die Maassen. Wie oft seufzte ich nach Erlösung, aber es schien, als ob kein Ohr auf meine Bitten hörte. Nirgends fand ich eine Freundin oder Vertraute, vor welcher ich hätte mein Herz ausleeren können, und Guly — ach! ich habe ganz vergessen, von ihrem Schicksal etwas zu sagen. Wir hatten uns fest an einander geschlossen, um mit einander zu sterben; als aber der Oberst-Lieutenant Burget in unser Haus eindrang, und mich gefangen nahm, kam von der andern Seite ein anderer feindlicher Hauptmann, der Guly am Arme ergriff, und trotz ihrem Schreyen und Sträuben von mir losriß. Ich habe sie nicht wieder gesehen. So gieng

mir's denn hart und schwer; endlich aber kam doch auch eine Zeit der Erquickung.

### Drittes Kapitel.

#### Der Vogt in Liebenzell.

Es war noch in demselbigen Winter, daß der Krieg am Oberrhein ausbrach, und der Kurfürst von Baiern war der erste, der gegen Frankreich in's Feld zog. Da mußte denn auch ich mit meinem Obristen-Lieutenant und seiner Frau, die ich zu bedienen hatte, noch im Winter des Jahres 1689 weiter nach Schwaben hinein, und namentlich in's Herzogthum Württemberg, ziehen. So geschah es, daß ich zum ersten Mal das Land zu sehen bekam, in welchem so viel Segen meiner wartete. Unser Weg gieng über Würzburg und Heilbronn nach Pforzheim, und von da in das württembergische Städtchen Liebenzell.

Da mußte ich, während meine Herrschaft weiter zog, bleiben, so lange der Feldzug wahrte, und wurde dem damaligen Vogt oder Amtmann daselbst, Namens Frisch, in die Kost gegeben. Nun war ich auf eine Zeit lang aus meinem Kerker los, und konnte wieder freier athmen. Das Städtchen liegt in einem tiefen engen Thale des Schwarzwaldes an dem Nagoldflusse, und lehnt sich an einen Hügel, welchen die Trümmer einer alten Ritterburg krönen, malerisch an. Hier ist's das ganze Jahr ruhig und geräuschlos, die Straße, welche von Calw und Hirschau durch's Thal herunter führt, ist nicht sehr belebt, auf allen Seiten steigen hohe steile Berge, die mit Weißtannen und Eichen bewachsen sind, himmelan, und das Städtchen selbst wird nur in den Sommermonaten lebendiger, wo die dort befindlichen warmen Bäder stark besucht werden. Was mir aber mehr werth war als dieß, das war

die Erfahrung, welche ich bald machen durfte, daß ich in eine wahrhaft christliche Familie gekommen sey. In Wien hatte ich die vorübergehende Erscheinung eines wahren Christen gesehen, hier konnte ich das ruhige liebliche Bild eines ganzen christlichen Hauskreises täglich von allen Seiten beobachten. Da erst fieng ich an, eine bessere Meinung von den Christen und ihrer Religion zu bekommen. Die Predigten, welche ich von dem Stadt-Pfarrer Mack und dem Helfer Moseder hörte, und die Freundlichkeit und Liebe, welche ich von der lieben Familie des Herrn Vogt erfuhr, machten zum ersten Mal den Gedanken in mir rege, daß ein Christ doch besser sey als ein Türke, und daß ich mich wohl auch noch entschließen könnte, eine Christin zu werden. Vor allen Dingen aber wollte ich das Wort Gottes selbst kennen lernen: denn ich hatte einmal den Spruch in der Kirche

gehört: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seyd ihr meine rechten Jünger, und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frey machen.“ Dieser Spruch hatte mich sehr gefreut; denn wenn man einem Gefangenen sagt, wie er frey werden könne, so lacht ihm das Herz. An die Freiheit, welche Christus meint, dachte ich dabey nicht, denn von dieser verstand ich noch nichts. Aber ich hatte von da an eine mächtige Begierde in mir, das Neue Testament durchzulesen. Zwar hörte ich in der Kirche manchen Abschnitt daraus, auch wurde in unserm Hause bey der Morgen-Andacht jeden Tag ein Kapitel aus der Bibel vom Herrn Vogt selbst vorgelesen; aber das alles genügte mir nicht, ich wäre gern selbst an der Quelle gewesen, um mit vollen Jügen daraus zu trinken. Aber vor dieser Quelle hieng ein Schloß. Ich konnte nicht lesen. Ich dachte aber,

lernen sey keine Schande, und bat die zwölfjährige Tochter des Vogts, mich im Lesen zu unterrichten. Da ich mit großem Ernst und Eifer an dieses Geschäft gieng, so war ich auch in wenig Wochen damit im Reinen, und nun konnte ich meinen Durst befriedigen, und war unbeschreiblich froh, dieses verschlossene Heiligthum nun vor mir erdffnet zu sehen. Freilich kam ich da an Manches, was ich nicht so bald verstand, aber ich hatte Jemand, an den ich mich wenden durfte; das war die Schwester des Herrn Vogts, Frau Doktor Commerell aus Stuttgart, eine sehr liebe- reiche und äußerst verständige Frau, die während der Sommermonate das Bad in Liebenzell gebrauchte, und in unserem Hause wohnte. Diese nahm sich meiner wahrhaft mütterlich an, und gewann durch ihre Freundlichkeit mein ganzes Vertrauen, so daß ich sie über Alles fragen konnte,

was mir dunkel war, und nie von ihr abgewiesen wurde. Das war mir viel werth.

Eine besondere Freude hatte ich mit den liebenswürdigen Kindern des Vogts, die alle einen sehr aufgeweckten und lebhaften Verstand zeigten. Wir ergöhten uns oft an ihren kindlichen Einfällen, deren mir immer noch einige erinnerlich sind.

Der fünfjährige Theodor war eines Morgens früh wach geworden, als eben der Vater sich rüstete, eine Reise nach Wildbad zu machen. Es war ein schöner Aprilmorgen; die Sonne war eben aufgegangen, und schien hell in's Zimmer herein. Theodor fragte: „Warum hat denn heute die Sonne so früh ausgeschlafen? nicht wahr, Vater! sie ist so früh aufgestanden, um die auf dem Wege nach Wildbad zu leuchten!“

Ein ander Mal auf einem Abendspaziergang, als der Mond abwechselnd hinter den Wolken war, und der Stern Jupiter

in seiner Nähe, sagte Theodor: „Sieh, Vater, der Mond will den Stern fangen.“

Als die Großmutter krank war, fragte er sie: „Warum bist du krank?“ Sie sagte: „ja das weiß nur der liebe Gott.“ Er fuhr fort: „Darf man Ihn denn fragen?“ — „Nein“, antwortete die Großmutter, „man muß mit Allem zufrieden seyn, was Gott thut.“ — Theodor fragte weiter: „Darf man denn den lieben Gott fragen, wenn man zu Ihm in den Himmel kommt, warum Er einen hier krank werden läßt?“ — „O“, war die Antwort, „im Himmel bey Gott ist man dann so froh, daß man dann noch besser weiß, man solle nicht so fragen.“

Einmal fragte er: „warum blühen die Birnbäume weiß, und die Apfelbäume roth? nicht wahr, weil jene weiße Birnen, und diese Äpfel mit rothen Backen tragen?“

Ein ander Mal sagte er: „man sollte die Männer Hauspersonen heißen,

weil so viele auf der Straße vorbeigehen; die Frauen aber Stubenpersonen, weil sie mehr im Zimmer bleiben.“

Die sanftaussehende aber manchmal etwas eigensinnige Lina fragte die Mutter: „warum tadelst du mich denn so oft, und fremde Leute loben mich doch immer?“ — Man sieht daraus, wie vorsichtig man mit seinen Aeußerungen auch über kleine Kinder seyn muß, wenn sie dabey sind.

Von den Fliegen sagte Lina, sie seyen Müßiggänger und Schmarozer. Ein ander Mal aber, als sie sah, daß die Kindsmagd das Tischtuch in's Feuer ausschüttelte, sagte sie zu ihr: „Ey Regina! weißt du nicht, daß Gott für die Sperlinge sorgt, und muß es Ihm nicht missfallen, wenn du so manche Brosamen zu Grunde gehen lässest, welche ein Frühstück für die Sperlinge hätten geben können?“

Ihren Großvater, der ziemlich übel hörte, fragte sie: „Nicht wahr, Großva-

fragte er sie: „Kinder! warum ist's nicht recht, über jenen armen Mann zu lachen?“ „Wir haben ja nicht über den Mann gelacht, sondern nur über seinen Rock“, antwortete Ernst.

„Ey! was soll das heißen?“ fuhr der Vater fort. „Ist der Rock lächerlich; so ist auch der Mann lächerlich, daß er den lächerlichen Rock anzieht.“

„Aber“, sagte Gottfried, „der Mann kann ja nichts dafür, daß sein Rock so gestickt ist, er wird eben kein anderes Tuch gehabt haben.“

Der Vater stand still. „Seht ihr wohl, daß keiner von beiden das Auslachen verdient, weder der Mann noch sein Rock! Der arme Mann kann nichts dafür, daß sein Rock so gestickt ist, weil er kein anderes Tuch hatte, und der Rock ist ohnehin unschuldig. Aber wißt ihr denn auch, was hier besser am Ort gewesen wäre als auslachen?“

Beschämt sagten Beide miteinander: „Mitleiden mit dem armen Manne, daß er keinen bessern Rock hat.“

„Nun“, erwiderte der Vater, „merkt euch dies für ein anderes Mal, und nennet mir eine Geschichte aus dem Alten Testament, an die man in solchen Fällen denken muß.“

Gottfried: O ich weiß schon, du meinst die Geschichte von den bösen Knaben aus Bethel, die im zweiten Buch der Könige steht.

Vater: Recht, die meine ich, und wenn wir nach Hause kommen, will ich sie euch vorlesen.

Ernst: O aber aus dem Bilderbuch!

Vater: Gut.

Als wir nach Hause gekommen waren, wurde gleich das Bilderbuch geholt, und die Geschichte aufgeschlagen. Der Vater las:



Elias war im Feuerwagen  
Empor in's Reich des Lichts getragen,  
Und staunend blickt Elisa nach.  
D'rauf greift er nach Eliä Mantel,  
Zertheilt des Jordans tiefen Bach,  
Und schickt sich zum Propheten-Wandel.  
Mit Salz beginnt er sein Amt,  
Die bbsen Wasser rein zu machen, —  
Und sehet, wie sein Eifer flammt,  
Als bbsse Wuden ihn verlachen!  
Von Bethel sie gekommen waren,  
Woher der Kälberdienst gestammt,  
Und wild, als wie die rohen Kamts-  
Schadalen, rufen ihre Schaaren:  
„Komm her, du Kahlkopf! Komm herauf,  
Kahlkopf!“ — und machen ihn zum Spott.  
Und

Und er die wilde Brut verdammt  
Im Namen des Herrn Zebaoth,  
Und setzt dann weiter seinen Lauf.

Und eh' ihr euch umgesehen habt,  
Und Elisa auf den Carmel kommt,  
Da ist der Fluch schon eingetroffen.  
Im nahen Eichwald dumpf es brummt,  
Und es kommen zwey Bären einhergetrabt,  
Den schrecklichen Rachen grimmig offen.

Nun hört man ein Jammern und Zeter-  
geschrey,

Der Eine flieht da, der Andere dort,  
Aber das Fliichen ist bald vorbey:  
Die Meisten ergreift der blutige Mord,  
Und zwey und vierzig Knaben, zerrissen,  
Die Strafe der Bosheit leiden müssen.  
Doch haben die Bären keinen verzehrt;  
Nicht-Hunger sie trieb, sondern Gottes Schwert,  
Sie gehen nun langsam wieder heim,  
Und suchen sich Bäume mit Honigseim.

Zuweilen machte der Vogt einen Besuch  
bey seinem Freunde, dem Pfarrer Roth in  
Mdtlingen, einem kleinen Dorfe östlich

von Liebenzell. Er war damals schon neunzehn Jahre Pfarrer auf diesem Dorfe, und blieb nachher noch neun und zwanzig Jahre daselbst. Da der Vogt gewohnt war, bey solchen Besuchen immer seine ganze Familie mitzunehmen, zu welcher ich auch gezählt wurde, so durfte ich jedes Mal auch mitgehen, was mir eine besondere Freude machte, da ich den Pfarrer Roth, einen sehr unterhaltenden Mann, so gerne erzählen hörte. Ich hatte ein rechtes Herz zu ihm, und konnte ihm meine Gedanken und Empfindungen ganz offen mittheilen. Er verstand mich gleich, und wußte mir immer etwas Passendes zu antworten. Einmal z. B. sagte er mir: „Weißt du denn auch, wie die Bauernweiber bey uns es machen, ehe sie zu Bette gehen?“ — „Nein“, sagte ich. — „Nun sieh, damit sie nicht am Morgen die Mühe haben, erst Feuer anzumachen, kehren sie am Abend die Gluth auf dem Heerd zusammen, und bedecken sie mit

Asche, dann haben sie am andern Morgen gleich wieder Feuer. Nun mach' du's auch so. Wenn du Abends zu Bette gehst, so bitte den Heiland, daß Er die guten Gedanken in deiner Seele zusammenkehre, damit du sie am Morgen gleich wieder findest, und dein erster Gedanke bey'm Erwachen Jesus sey.“ Diesen Rath habe ich denn auch befolgt, und großen Nutzen davon gehabt.

Ein anderes Mal äußerte ich gegen ihn, wie bang es mir sey, wenn ich nun bald wieder in den Dienst meiner Herrschaft zurücktreten müsse, wo ich nichts als Spott und Verachtung zu erfahren haben würde, wenn ich meinen Glauben an Jesum bekennen wollte, und wo es mir schmerzlich ohnd thun werde nach dem christlichen Umgang und Unterricht, den ich in meiner jetzigen Lage in so reichem Maße genieße. Bey dieser Gelegenheit erzählte er mir zur Ermunterung meiner Standhaftigkeit die

Geschichte von dem jungen christlichen Märtyrer

Cyrellus:

„In Cäsarea bewies im J. 288 nach Christi Geburt ein Kind, Namens Cyrellus, eine ungewöhnliche Beharrlichkeit. Er rief ununterbrochen den Namen Christi an, und Mißhandlungen und Schläge konnten ihn nicht von einem offenen Bekenntniß des Christenthums abschrecken. Verschiedene Kinder von gleichem Alter verfolgten ihn, und sein eigener Vater trieb ihn aus dem Hause, worüber ihm viele Leute wegen seines Eifers für das Heidenthum Lob ertheilten. Der Richter ließ den Knaben vor sich kommen, und sagte zu ihm: „Mein Kind! ich will dir deine Fehler verzeihen, und dein Vater soll dich wieder aufnehmen. Es steht in deiner Macht, in den Genuß der Güter deines Vaters gesetzt zu werden, wenn du nämlich klug bist, und dein Glück nicht mit Füßen trittst.“ — „Ich trage Eu-

re Vorwürfe gern“ — erniederte das Kind. — „Gott wird mich aufnehmen. Es macht mir keinen Kummer, daß ich aus meinem väterlichen Hause vertrieben bin; ich werde eine bessere Wohnung bekommen. Ich fürchte den Tod nicht: denn er wird mich in ein besseres Leben führen.“ — Nachdem ihn die Gnade Gottes gesärkt hatte, dieses gute Bekenntniß abzulegen, ließ man ihn binden, und zur Hinrichtung führen. Der Richter hatte geheime Befehle gegeben, ihn zurückzuführen, weil er hoffte, der Anblick des Feuers könnte seinen Entschluß überwältigen. Cyrell blieb unbeweglich. Die Menschlichkeit des Richters versuchte immer wieder auf's Neue, Gegenstellungen zu machen. „Euer Feuer und Euer Schwert“ — sagte der junge Märtyrer — „sind unbedeutend. Ich gehe in ein besser Haus, zu vortreflicheren Reichthümern. Laßt mich lieber gleich sterben, daß ich zu ihrem Genuß gelange.“ Die Zuschauer weinten vor Rührung. „Ihr solltet

euch lieber frenan!<sup>111</sup>, — sagte er — <sup>112</sup>wenn Ihr mich zum Tode führet. Ihr wisset nicht, was für eine Stadt ich bewohnen werde, und was für eine Hoffnung ich besitze.<sup>113</sup> So gieng er seinem Tode entgegen, und wardie Bewunderung der ganzen Stadt. Aus dem Munde der Kinder hat Gott sich ein Lob zubereitet!<sup>14</sup> —

Ich schämte mich bey dieser Erzählung herzlich über meine Schwachheit und Furchtsamkeit, aber doch konnte ich mich, so oft ich an eine Trennung von der mit so lieb gewordenen Familie in Liebenzell dachte, eines heimlichen Schauders nicht erwehren, und sah auch keinen Ausweg, um dieser schmerzlichen Veränderung zu entgehen. Das Spätjahr kam mit schnellen Schritten herbey, der Feldzug hatte ein Ende, meine Herrschaft zog in die Winterquartiere nach Baiern zurück, und ich mußte mit. Bey dem herzverwundenden Abschied von meinen Freunden in Liebenzell blieb mit

zur Aufrichtung nur die Hoffnung, sie etwa im nächsten Feldzug wieder zu sehen.

## Viertes Kapitel.

### Der Adler in Weilerstadt.

Was ich gehofft hatte, geschah — nur halb. Der Feldzug sieng zwar im nächsten Jahre frühzeitig wieder an, und ich mußte wieder mit meiner Herrschaft nach Würtemberg reisen; aber dieß Mal gieng's nicht nach Liebenzell, sondern nach der kleinen Reichsstadt Weil (gewöhnlich Weilerstadt genannt), wo der Obrist-Lieutenant seine Frau, und mich zur Bedienung derselben, zurückließ. Da hatte ich es nun freilich nicht so gut wie in Liebenzell; kein Freund und Vertrauter war da, dem ich meine Noth hätte klagen, kein Bibelbuch, aus dem ich hätte Trost schöpfen können. Wie gern hätte ich einen, wenn auch nur kurzen Besuch bey dem Pfarrer Roth in Müttlingen

gemacht, das nur eine Stunde von Weilerstadt entfernt ist; aber auch das wurde mir nicht gestattet. Ich hatte unter dem Druck meiner Gebieterin herbe und schwere Tage durchzumachen, und würde vergangen seyn in meiner Noth, wenn mich nicht Gott von Zeit zu Zeit durch einen Spruch aus der Bibel auf mein tiefes Seufzen hin erquickt hätte.

Eines Tages hatte mich meine Frau Obrist-Lieutenant sehr hart mißhandelt, und war darauf aus dem Hause zu einer Gesellschaft gegangen. Ich stellte mich an ein Fenster im Hause, und weinte bitterlich. Meine Seele schrie zu Gott: Du, der Du doch Alles siehst und hörst, himmlischer Vater! kannst Du denn das Alles so ruhig mit ansehen und anhören, und weißt doch, daß ich unschuldig bin? Willst Du mir denn nicht auch einmal helfen, da ich Dich schon so oft darum angerufen habe, und mich frey machen aus dieser Knechts-

schaft, wo ich immer unter Angst und Furcht leben muß? O Vater! erbarme Dich über mich! — Indem ich innerlich so seufzte und jammerte, kam der Hauswirth (es war der Gastgeber zum schwarzen Adler in Weilerstadt) zu mir her, und sah meine Thränen. Weil er von der üblen Aufführung meiner Frau wußte, und selbst ärgerlich darüber war, mochte er sich schon denken können, warum ich so traurig sey, und da ich sah, daß er Mitleiden mit mir hatte, so war ich offen gegen ihn, schilderte ihm meine betrübte Lage, und gab ihm zu verstehen, daß ich Gelegenheit wünschte, von diesem Elende loszukommen und davon zu laufen. Er erkundigte sich, ob ich keine Bekannten im Land habe, zu denen ich meine Zuflucht nehmen könnte. Ich wußte ihm Niemand zu nennen als Herrn Bogt Frisch in Liebenzell und seine Schwester, Frau Doktorin Commerell in Stuttgart. Der letztere Name gefiel ihm, und sein

Entschluß war bald gefaßt. Ohne Jemand in seinem Hause ein Wort davon zu sagen, verschloß er mich in eine Kammer, die gerade über dem Gemach meiner Gebieterin war, so daß man alle ihre Reden vernehmen, und durch eine Oeffnung sogar hinunter sehen konnte. Nachdem er mich nun erinnert hatte, daß ich auf ihre Reden gut Acht haben möchte (sie sprach nämlich Obhismisch, was ich schon ziemlich gut verstand), nahm er den Schlüssel zu sich, und erwartete unten, wie ich oben, die Heimkunft meiner Gebieterin. Wie mir da zu Muth gewesen, kann ich nicht wohl beschreiben; es war in meinem Gemüth ein sonderbares Gemisch von Furcht, Angst, Hoffnung und Freude, von denen immer wieder eins das andere verdrängte, und eine Zeit lang die Oberhand behielt. Jene angstvolle Entscheidungszeit hat sich aber meinem Gemüth und meinen Nerven so fest eingedrückt, daß mir noch lange nachher, so oft ich in einem

verschlossenem Gemach mich allein befand, in der Erinnerung an jene Angststunden übel zu Muth wurde, und mich ein unwillkürliches Zittern in allen Gliedern anwandelte. Mit der Zeit hörte auch dieses auf, nachdem ich die rechte Ruhe in Gott gefunden. Endlich kam sie spät in der Nacht, ziemlich betrunken, wie wir wohl vermuthet hatten, und ob sie gleich nach mir fragte, gab sie sich doch bald zur Ruhe. Ich konnte in dieser Nacht nicht viel schlafen, und wenn ich über meinen kummervollen Gedanken einschlummerte, so weckten mich ängstliche Träume wieder auf. Die Besorgniß, es möchte der Anschlag des Wirths, von dem ich bis jetzt nichts Genaueres wußte, mißlingen, raubte mir alle Ruhe. Wie leicht war's möglich, daß ich in meinem Versteck ausfindig gemacht oder verrathen wurde, und was hatte ich dann zu erwarten! Meine Gebieterin, eine heftige, zornmüthige Frau, hätte mir

das nie vergeben, ich hätte es gewiß schwer empfinden müssen, und meine Lage wäre mehr als um's Doppelte verschlimmert worden. — Am Morgen, als sie aus ihrem schweren Schlafe erwachte, gieng's nicht so gut ab. Lange rief sie vergebens, und ließ nach mir fragen; es wollte keine Setma kommen. Endlich forderte sie den Wirth vor sich; der sagte ihr, man hätte mich seit gestern Nachmittag im Hause nicht gesehen. Da sieng sie an zu muthmaßen, was an der Sache sey; sie suchte und tobte, daß mir die Haut schauderte; sie ließ allenthalben scharfe Nachsuchungen anstellen, und weil ihr einfiel, daß ich nirgends als zu Liebenzell bekannt sey, schickte sie unverzüglich einen Reitenden dahin. Das hatte der kluge Wirth vorhergesehen, und mir deswegen den Weg nach Liebenzell abgerathen. Als nun dieser Bote ohne Nachricht wieder zurückkam, und auch sonst nichts zu erfahren war,

gieng das Toben, besonders über den Wirth, von Neuem an, und ich hörte sie zu ihrer anderen Dienerin auf Böhmisich sagen, ich müsse nur im Hause heimlich verborgen seyn; aber morgen mit Tagesanbruch wolle sie das ganze Haus durchsuchen lassen. Natürlich erschrad ich darüber sehr, und als der Wirth später kam, um mir heimlich etwas Speise zu bringen, theilte ich ihm diese Nachricht sogleich mit. Dem war denn auch nicht länger wohl bey der Sache; er kam daher nach Mitternacht, da Alles im Hause still war, und führte mich, an dem Zimmer meiner Gebieterin vorbeiy, unter Angst und Zittern zum Hause hinaus zu seiner Mutter, welche ziemlich weit vom Adler entfernt wohnte. Hier mußte er noch eine gute Weile klopfen, bis uns aufgemacht wurde, obgleich schon Alles mit der alten Frau verabredet war. Der Wirth fragte mich, ob ich Geld habe. Ich hatte mein ganzes Vermögen bey mir,

welches in drey Gulden bestand; die zog ich heraus. Er gab einen davon seiner Mutter, die zwey andern stellte er mir wieder zu, zum deutlichen Beweis seiner Redlichkeit und Uneigennützigkeit. Bloß aus herzlichem Mitleiden hatte er sich entschlossen, mich mit eigener großer Gefahr zu erretten. Nach der Zeit habe ich nichts mehr von ihm erfahren können, als daß er gestorben sey. Möge ihm der Herr, der keinen Trunk kalten Wassers unvergolten läßt, seine Barmherzigkeit und Treue an jenem Tage reichlich belohnen!

Ich mußte nun auf seine Anweisung die wenige türkische Oberkleidung, welche ich noch anhatte, ablegen, und dagegen eine geringe Magd- oder Bauern-Kleidung anziehen, die schon in Bereitschaft war. Als nun der Tag schon von fernher zu dämmern anfing, mußte ich ohne weiteren Zeitverlust mit der alten Frau zum Thor hinaus, und Stuttgart zu wandern.

Durch die Wache am Thor kam ich mit Hülfe meiner alten Mutter, obwohl unter großer Angst, glücklich hindurch; aber unterwegs hatte ich noch einmal eine schreckliche Verlegenheit durchzumachen. Als wir nämlich in der Gegend von Magstatt auf dem freien Felde waren, und der Tag schon völlig angebrochen, kam ein Wachtmeister meines Obrist-Lieutenants zu Pferd auf uns zu, den ich gleich von fern erkannte. Kaum hatte ich in meinem großen Schrecken noch Zeit, meiner Führerin die Gefahr zu bezeichnen, daß sie mit mir auf einen Seitenweg einlenkte, und der Wachtmeister, ohne auf uns zu achten, vorüberritt. So hatte mich die gute Hand Gottes auch dieß Mal gerettet, daß ich unerkannt blieb, und ich durfte es, noch ehe ich Ihn recht erkannte, schon deutlich und mancherfaltig erfahren, was die Schrift sagt: „Sein Rath ist wunderbarlich, und Er führet es herrlich hinaus!“

Aber ach, wie sauer wurde es mir, den weiten Weg von fünf starken Stunden zu Fuß zurückzulegen. Ich war des Gehens gänzlich ungewohnt. So lange ich daheim in Belgrad war, hatte ich nie auch nur eine Stunde zu Fuß gemacht. Ich besaß alle Bequemlichkeiten reicher und vornehmer Personen; eine Schaar von Sklaven und Sklavinnen wartete auf meine Befehle, und da die türkischen Frauenzimmer überhaupt gewöhnlich ihre Zeit in der Stille ihrer Wohnungen zubringen, so war mir das längere Gehen etwas ganz Neues. Auch während meiner Gefangenschaft und der Reisen mit meiner Herrschaft waren wir immer gefahren, und erst in Liebenzell hatte ich gelernt, kürzere oder längere Spaziergänge zu Fuß zu machen, von denen ich jedoch jedes Mal sehr ermüdet zurückkam. Und nun sollte ich auf einmal einen so weiten Weg in ungewohnter Kleidung unter ermüdender Angst von

Nachtwachen ermattet, zu Fuß machen. Das war beinahe zu viel gefordert. Meine Füße wurden bald wund, und jeder Tritt machte mir die empfindlichsten Schmerzen. So kam es, daß wir erst gegen Abend die ersehnte Residenzstadt Stuttgart erreichten, welche ich nach großer Angst und Trübsal als eine liebe Frey- und Ruhe-Stadt begrüßte. Als wir auf der Höhe des Hasenberges ankamen, von welcher man das schöne Resfethal und die fernen Hügelreihen überblickt, lag die Stadt im Gold der Abendsonne vor uns, die blühenden Obstbäume waren roth angeschienen wie die Mandelbäume in unserem Garten zu Belgrad; auch der Tannenwald schimmerte röthlich, und noch mehr die Weinberge; die fernen Hügel, von denen einer das Württembergische Stammschloß trug, waren in einen violetten Duff getaucht, und am Himmel schwammen rothe Wölkchen in Menge herum, die mir viel schöner dünkten, als ich

ste je gesehen, denn sie trugen die Farbe der Freiheit, in deren Genuß mir's jetzt bey allen Schmerzen so unbeschreiblich wohl war.

Die Noth war indessen noch nicht zu Ende. Als ich mit großer Mühe endlich am Rothbühlthor anlangte, wurden wir da, weil es eben Kriegszeit war, nicht eingelassen, und mußten noch einen großen viertelstündigen Umweg bis zum Hauptstädter Thore machen. Es war mir fast nicht möglich, mit meinen wunden Füßen mich noch so weit zu schleppen; aber die Noth zwang mich, und wenn ich vor Ermattung niedersinken wollte, so nahm mich meine Führerin wieder bey'm Arm, und sprach mir Muth zu. Aber ihr eigener Muth sollte nun auch geprüft werden. Die äußere Wache des Hauptstädter Thors ließ uns ungehindert ein, aber desto strenger wurden wir von der innern Wache angehalten und ausgefragt, so daß meine Führerin, welcher man am häufigsten zu-

setzte, endlich hinaus schlüpfte und sich aus dem Staube machte. Ich habe sie auch nachher nicht mehr gesehen, noch etwas von ihr gehört; ohne Zweifel aber ist sie wieder glücklich nach Hause gekommen. Nun stand ich allein da unter den wilden Soldaten, deren mich meine Sprache schon als einen Fremdling verrathen mußte, und ich weiß nicht, ob ich diese angstvolle Beklemmung noch länger würde ausgehalten haben, ohne in Ohnmacht zu fallen, wenn mir nicht Gott so schnell Hilfe geschickt hätte. Aber Er wachte über Seinem Kinde, denn Er so große Gnade zugeacht hatte, und ließ es nicht zu, daß mir auch nur ein Haar gekrümmt worden wäre. Eben als die Soldaten auf's Neue über mich herfallen wollten, kam von ungefähr, d. h. durch die Schickung Gottes, die Frau eines Pfers, welche ganz nahe bey'm Hauptstädter Thore wohnte, und riß mich fast mit Gewalt aus den Händen der

Soldaten los, denen Gott nicht erlaubte, es zu verwehren. Kaum hatte ich ihre Stube erreicht, so sank ich kraftlos zusammen, und bat die gute Frau, sie möchte mir nur ein Lager anweisen, auf dem ich ausruhen könne; denn ich sey nicht mehr im Stande, auf meinen Füßen zu stehen. Sie war äußerst besorgt um mich, und behandelte mich so freundlich, als hätte sie mich schon lange gekannt. Sie richtete mir ein gutes Bett zu, kleidete mich selbst aus, und legte mich hinein. Darauf untersuchte sie meine Füße, die sehr übel zugerichtet waren, und legte eine kühlende weiße Salbe darauf, welche bald ihren wohlthätigen Einfluß mich empfinden ließ, indem sie die große Hitze herauszog. Dann kochte sie mir eine gute Suppe, und gab mir ein Glas Wein zu trinken. Die große Müdigkeit ließ mich bald einschlafen, und die ganze Nacht sanft ruhen. Zwey Tage mußte ich bey der guten Frau bleiben, und

wegen meiner kranken Füße das Bett hüten; ihr Mann war auf Arbeit in einem benachbarten Städtchen. Als ich mich ein wenig erholt hatte, wozu es meine Hauswirthin an Pflege nicht fehlen ließ, sagte ich dieser, daß ich mit Frau Doktorin Commerell bekannt sey, und sie gerne sehen möchte. Sie traf dann auch sogleich Anstalt, daß die Frau Doktorin erfuhr, ich sey in ihrem Hause. Alsbald kam sie zu mir, erkannte mich auf der Stelle, und da ich ihr erzählte, wie es mir bisher gegangen, nahm sie den herzlichsten Antheil an meinem Schicksal, und sagte zu mir, ich solle nur mit ihr in ihr Haus kommen, welches auf dem Spitalplatz war. Von Stund' an war meiner Noth abgeholfen. Diese treffliche Frau erzeugte mir unaussprechlich viel Liebe und Wohlthaten nach Leib und Seele, und hielt mich wie eine Tochter, daß ich für alle bisherigeren traurigen Erfahrungen reichlich getrübet wurde, und hinlänglichen Ersatz fand.

## Fünftes Kapitel.

### Der Gasthof zum Bären in Stuttgart.

Das Erste, wornach ich fragte, und was ich mir wünschte, nachdem ich meinen neuen Wohnsitz bezogen hatte, war — eine Bibel. Bisher konnte ich nicht dazu kommen, eine eigene Bibel oder auch nur ein eigenes Testament zu besitzen; nun aber hatte ich Gelegenheit dazu, und meine Bitte war auch nicht vergeblich. Frau Doktorin Commerell, die ich vor nun an immer Mutter nannte, schenkte mir eine schöne neue Handbibel, die in Wittenberg gedruckt war, und mir nach und nach so lieb wurde, daß ich sie, wenn mir Jemand mein Zunderkästchen aus Belgrad gebracht und dafür angeboten hätte, nicht würde darum vertauscht haben. Alle die Sprüche, welche mir bey früheren Gelegenheiten wichtig und zum Segen geworden waren, oder nachher

wurden, pflegte ich mit rother Tinte zu unterstreichen. Wenn ich dann später einen solchen unterstrichenen Spruch wieder fand, so fiel mir auch die Erfahrung wieder ein, bey welcher er mir seiner Zeit gedient hatte, die Gebetserhörnung, die Bewahrung, die Errettung, die Demüthigung; kurz Alles, was Gott schon an mir gethan, und das war mir denn eine vielfache Aufforderung zum Dank und Lob Gottes, und zum festen Vertrauen auf Ihn. Mein ganzes Leben seit meiner Bekanntschaft mit Gott und Seinem Wort stand so in lauter Sprüchen verzeichnet vor mir, und manche Seite meiner Bibel war in späteren Jahren ganz roth. Kam ich z. B. an den Spruch: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen;“ so war er roth unterstrichen zur Erinnerung an einige Angststunden, die ich in Landsbut erlebte, als ich den Schatullenschlüssel meiner Frau verloren hatte. Damals fiel mir dieser Spruch

ein, und tröstete mich so, daß ich mich von meiner Verlegenheit erholen und nüchtern besinnen konnte, wo ich den Schlüssel hingelegt hatte. Oder kam ich zu dem Spruch: „der Herr weiß den Gerechten zu erlösen.“; so war er unterstrichen zum Andenken an meine Befreiung aus der Gefangenschaft. Die Stelle: „der Herr will nicht den Tod des Sünders, sondern daß sich der Sünder bekehre und lebe;“ erinnerte mich daran, wie ich in Belgrad so sehr gewünscht hatte zu sterben, als die Stadt erobert war, und wie gut es Gott gemacht, daß Er mich wider meinen Willen hieher führte, wo ich Ihn und Seinen Sohn kennen lernte. So wurde mir mein Bibelbuch von Tag zu Tag theurer, ich lernte es als den größten Schatz ansehen, den ein Mensch besitzen kann, und wunderte mich nicht wenig, wenn ich zuweilen in ein Christenhaus kam, wo die Bibel auf dem Schrank und der Staub auf der Bibel lag.“ —

Hier,

Hier, liebe Kinder! muß ich die Erzählerin, die gute Setma, die ihr gewiß schon Alle lieb gewonnen habt, ein wenig unterbrechen, um euch eine kleine Geschichte zu erzählen, welche die Setma noch nicht wissen konnte, weil sie sich erst neulich und zwar in England zugetragen hat. Ich habe euch diese Geschichte aus dem Englischen übersetzt, denn es wäre gar schön, wenn auch deutsche Kinder ihre Bibel so lieb hätten.

---

## Die Kleinen Wanderer. Eine wahre Geschichte.



Zwey kleine Knaben kamen einst,  
Von Kummer bleich gemacht,  
Zu einem Haus, und baten dort  
Um Obdach für die Nacht.

Als sie erzählt ihr Mißgeschick,  
Trieb's Manchem Thränen aus:  
Ihr Angesicht so offen war,  
Die Wahrheit blickte d'raus.

Die Eltern waren weggerafft  
Durch schweren Fiebers Macht;  
Zu armen Waisen wurden sie  
An Einem Tag gemacht.

Nicht Freund noch Heimath hatten sie,  
Kein Stücklein großes Brod;  
Sie suchten einen fernen Dhm  
In ihrer großen Noth.

Al' ihre ird'sche Habe schloß  
Ein kleines Bündel ein;  
Der And're wohlverwahret trug  
Die Bibel hintend'rein.

Der Hausherr sagte zu dem Kind:  
„Euch mangelt Geld und Speiß“:  
Verkaufe deine Bibel mir;  
Ein Thaler sey der Preis.“

„D nein,“ sprach er, und floßen ihm  
Der Thränen viel' herab:  
„Eh' ich verkaufe dieses Buch,  
Seh' lieber hier mein Grab.“ —

„Es gibt ja and're Bücher noch,  
Gibt Bibeln nicht allein.“ —

„Ja,“ sprach er, „aber keines kann  
Mir je so nützlich seyn.“

„Sie ward mir in der Schul' geschenkt,  
Eh' mich die Noth vertrieb;

Da lernt' ich lesen in dem Buch,  
Und ich gewann es lieb."

„Ich sah, obschon ich noch so jung,  
Mein böses Herz darin;  
Sie lehrte mich, wie Jesus starb,  
Und starb — auch für Edwin."

„Dft in der Drangsal stärkte sie  
Den Muth mir, wenn er sank;  
Ich setzte müd' und matt mich hin,  
Und fand d'rin Speis' und Trank."

„Die Psalmen brachten Licht und Ruh',  
Und milderten den Schmerz;  
Erfrischende Verheißungen  
Fand mein verschmachtet Herz." —

Zwey Thaler bot der Hausherr nun,  
Und brachte sie herein.  
Er aber schlug sie standhaft aus,  
Und ließ sich nicht d'rauf ein.

Man fragte: „Wie? wenn nun der Dhm  
Nicht mehr am Leben ist,  
Und in der weiten Welt umher  
Ihr hilflos irren müßt?"

Vor seiner Antwort möchte wohl  
Erörthen mancher Christ:

— „Wenn Eltern Freund' und Heimath slich'n,  
Dann Gott mein Führer ist."

Hier schwieg der Hausherr ganz erstaunt,  
Und alle weinten d'rob;  
Er dachte: „Aus der Kinder Mund  
Bereitet Gott sich Lob!"

Die kleinen Pilger beugten Nachts  
Ihr Knie vor dem, der mild  
Die Raben speiset, wenn sie schrei'n,  
Und Waisenthänen stillt.

Am andern Morgen traten sie  
Die Reise wieder an.  
Der Waisen Vater wolte sie  
Geleiten auf der Bahn!

---

Nun lasse ich Setma weiter erzählen.

„Meine getreue Mutter und Pflegerin  
war nun nach ihrer Klugheit und Vorsicht  
vor allen Dingen für Schutz und Sicher-

heit meiner Person besorgt, und machte solche Personen, welche Einfluß hatten, mit meiner Geschichte bekannt. Namentlich geschah dieß bey der damaligen Frau Oberhofmeisterin v. Wachenheim, welche sich dann bey der Frau Herzogin Magdalena Sibylla, damaliger Mitregentin und Landesmutter für mich verwendete. Die Herzogin schenkte mir gnädigst ihre Huld, versicherte mich ihres Schutzes, und bewies mir von da an bis zu ihrem Ende unzählige Wohlthaten, was ihr der Herr in Seinem Richte reichlich und ewig vergelten wolle.

Dieser mächtige Schutz war mir aber auch sehr nöthig, und kam mir wohl zu Statten, als kurze Zeit hernach mein vor-maliger Gebieter, der Obrist-Lieutenant Burget, von ungefähr nach Stuttgart kam, und, ich weiß nicht auf welchem Wege, erkundschastete, daß ich mich in

Stuttgart aufhalte. Gleich noch in der Nacht schickte er einen seiner Diener, den ich wohl kannte, in das Haus der Frau Doktorin, und ließ mich hart bedrohen. Zum Unglück befand sich gerade Niemand zu Hause, als ich und der Sohn der Frau Doktorin, der damals Magister war, und so wurde ich sehr in Angst und Schrecken gesetzt. Sobald meine Mutter nach Hause kam, erzählte ich ihr den Vorfall, und sie wußte gleich Rath. Den andern Morgen schickte sie früh zur Frau v. Wachenheim, und ließ ihr sagen, was vorgefallen sey. Diese gieng sogleich zur Herzogin, und bat sie, die nöthigen Maaßregeln zu treffen, damit ich vor den Ansprüchen des Obrist-Lieutenants geschützt werde. Die Herzogin nahm sich unverweilt der Sache thätig an, und schickte einen ihrer Kammerherren zu ihm, der wegen meiner Loskaufung mit ihm

unterhandeln sollte. Hierauf ließ sie den Obrist-Lieutenant zur herzoglichen Tafel laden, und behandelte ihn da mit so viel Auszeichnung und Herablassung, daß er nachgiebigeren Sinnes wurde, und mich der Herzogin um einige Eimer Wein zu eigen überließ. Darein mußte denn endlich auch seine Frau willigen, obwohl sehr ungern: denn viel lieber hätte sie ihre Nachgier an mir ausgelassen. Am liebsten wäre es mir freilich gewesen, sie gar nicht wieder sehen zu müssen; aber das konnte ich nicht verhindern. Ich mußte mich, auf ihre Einladung und den Befehl der Herzogin, im Gasthof zum Bären, wo sie logirten, auf eine Mahlzeit bey ihnen einfänden, und konnte nicht ohne Angst und Zittern hingehen; aber da ich nun ein Eigenthum der Herzogin war, durfte sie es nicht wagen, anders mit mir zu reden als freundlich. Von der Art

und Weise, wie ich entkommen, wurde gar nicht gesprochen, und das ersparte mir die Verlegenheit, den Adlerwirth, der sich so großmüthig meiner angenommen, verrathen zu müssen. Man fragte mich bloß, wie es mir in Stuttgart gefalle, was ich für Beschäftigung habe, ob ich schon im Schloß gewesen, u. dgl. Als ich Abschied von ihnen nahm, dankte ich noch für alles Gute, was sie, und besonders er, mir von Anfang an erwiesen. Damit war mir's Ernst. Er hätte mich ja auch an einen andern Ort verkaufen, oder noch mehr mißhandeln können; ich war ja in seiner Gewalt. Aber der Herr war es, der unsichtbar meinen Odem bewahrte, meine Schritte und Tritte leitete, und Seine Hand über mich hielt, daß mich kein Uebel anrühren durfte. Und das Schmerzliche, was ich erfahren mußte, das war gewiß nothwendig

und wohlthätig für mich, war's auch nur  
bewegen, weil ich so die Errettung um  
so mehr schätzen und dafür danken lernte.

Als ich aus dem Bären wieder heraus  
war, da fühlte ich mich so froh wie Jo-  
nas, da ihn der Wallfisch wieder an's  
Land spie. Den langen Weg von da bis  
zum Spitalplatz hatte ich, mehr fliegend  
als gehend, in wenigen Minuten zurückge-  
legt, und als ich heim kam, warf ich  
mich in die Arme meiner treuen Pflege-  
rin, und rief: „Aber nun sollen sie mich  
nicht wieder hier wegreißen!“ — „Nein,  
das sollen sie auch nicht“, erwiderte die  
Mutter, „Gott selbst hat dich auf wun-  
derbaren Wegen frey gemacht. Vergiß  
nicht, Ihm zu danken.“



Ja, ich bleibe stets an Dir,  
Du hältst mich bey meiner Rechten;  
Deine Hand wird mich verfechten,  
Und mich leiten für und für,  
Nach dem Rathschluß Deiner Treue,  
Bis ich mich mit Ehren freue.

### Sechstes Kapitel.

#### Die Stiftskirche in Stuttgart.

So lebte ich nun in der Gemeinschaft  
und im Umgang mit wahren Christen;  
aber ich selbst war noch keine Christin, ich  
war noch eine Muhamedanerin. Das

konnte und durfte nicht so bleiben, da ich doch an die Bibel und den darin geoffenbarten lebendigen Gott und Seinen Sohn Jesum Christum von Herzen glaubte, und aus vielfacher Erfahrung wußte, wie kräftig und trostreich dieses Wort dem Herzen ist. Ich äußerte daher gegen meine Pflegemutter den Wunsch, ich möchte gern durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen werden. Sie hatte das erwartet, und war mir mit Freuden dazu behülflich. Ihr Sohn, der damals Repeitent in Stuttgart war, und nachher als Spezial in Urach starb, gab sich dazu her, mir alle Tage regelmäßigen Unterricht in der christlichen Religion zu ertheilen, und den Segen dieser Unterrichtsstunden, die er mit Gebet anfieng und endigte, werde ich nicht vergessen, und hoffentlich auch nicht verlieren. Das Wort Gottes wurde mir durch ihn so deutlich und klar, daß

ich vom Lesen desselben viel mehr Genuß hatte als vorher, und daß es mir immer leid war, wenn ich durch häusliche Arbeiten, welche doch auch nicht versäumt werden durften, in der Betrachtung der h. Schrift unterbrochen wurde. Er besaß nicht nur die Gabe der Deutlichkeit, sondern behandelte auch seinen Unterricht mit großer Genauigkeit. Einiges aus meiner Erinnerung an seinen Unterricht möge hier stehen.

Wenn er von der heil. Geschichte und von dem Rathschlusse Gottes mit der Welt redete, war es ihm hauptsächlich angelegen, nachzuweisen, wie Gott überall sich nach allen Seinen Eigenschaften geoffenbart habe, und offenbare. Dieß pflegte er an solchen Beispielen zu zeigen, welche bey'm ersten Anblick das Gegentheil zu sagen scheinen. Die Sündfluth, welche die leichtsinnigen Zeitgenossen Noach's

hinweggraffte, das Feuer, welches die gottlosen Menschen zu Sodom und Gomorrha verzehrte, waren ihm nicht bloß Beweise der strafenden Gerechtigkeit Gottes, sondern auch Seiner Liebe: denn sagte er, es wurde ihnen dadurch die Möglichkeit benommen, sich noch mehr zu versündigen, und so ihre Verdammniß noch schwerer zu machen. An Pharao, behauptete er, habe sich nicht bloß die Macht, sondern auch die Liebe und Barmherzigkeit Gottes verherrlicht; denn wenn er nur gewollt hätte, so würden ihn die vielfachen Thatbeweise der Allmacht Jehovah's, die Gott vor seinen Augen geschehen ließ, gewiß zum Glauben, und zur Furcht Gottes, und damit zur Seligkeit gebracht haben. Dagegen sagte er aber auch: Gott beweise bey der Sündenvergebung nicht bloß Seine Liebe und Gnade, sondern auch Seine Gerech-

tigkeit nach dem Spruch in der ersten Epistel des Johannes: „So wir unsere Sünde bekennen, so ist Gott getreu und gerecht, daß Er uns die Sünde vergibt, und reiniget uns von aller Untugend.“ — Gegen den Heiland hatte mein Lehrer einen tiefen, kindlichen Respekt, und doch zugleich eine innige herzliche Liebe. Ich hörte ihn nie, wie es gewöhnlich ist, sagen: „der HErr Jesus“, oder: „der HErr Christus;“ das sey, meinte er, wie wenn man sagte: „der Herr Pfarrer“, oder: „der Herr Doktor.“ Das „Herr“, wenn es von Christo gebraucht werde, sey nicht bloß eine Titulatur, wie sie bey uns dem Namen eines jeden etwas vornehmeren Mannes vorangesezt werde, sondern habe eine viel größere Bedeutung. Christus heiße nicht bloß Herr, sondern sey es auch wirklich, weil Ihm Gott die Regierung

der ganzen Welt anvertraut habe. Er sagte deswegen immer: „Unser hErr Jesus u. s. w.“ oder: „der hErr Jesus Christus ic.“ — Von der christlichen Kirche und den wahren Christen hielt er große Stücke. „Wenn einmal“ — sagte er — „die christliche Kirche zusammenbricht, dann mag sich die Welt um andere Stützen umsehen.“ Die wahren Christen nämlich nannte er, mit Berufung auf das Gespräch Abraham's mit dem hErrn wegen Sodom, die Weltträger, weil sie durch ihr Gebet das Gericht über die verdorbene Welt noch aufhalten.

In einer seiner Unterrichtsstunden redete er von der Wahrheitsliebe, und stellte da das Beispiel Jesu vor dem Hohenpriester und vor Pilatus, und das Beispiel des Petrus bey dem Kohlfener einander gegenüber. Auf einmal fragte er mich: „Welche Lügen sind erlaubt?“ —

Unüberlegt, weil ich von seiner Frage überrascht war, antwortete ich: „die Nothlügen.“

Lehrer: Das wollen wir sehen. Was ist die Lüge vor Gott?

Ich: Eine Sünde.

Lehrer: Was müßte also auch erlaubt seyn, wenn deine Antwort richtig wäre?

Ich: Nothsünden.

Lehrer: Ist das denkbar?

Ich: Nein.

Lehrer: Warum nicht?

Ich: Weil jede Sünde, sey sie aus Noth oder ohne Noth begangen, verboten ist. 1 Joh. 5, 17. 18.

Lehrer: Wenn z. B. einer aus Noth stiehlt, um sein Leben zu erhalten, ist das auch Sünde?

Ich: Warum denn nicht? er hätte sollen seinen Nächsten darum bitten.

Lehrer: Wenn er aber das [gethan hat, und es ist vergeblich gewesen?

Ich: Dann hätte er sollen Gott bitten, der hätte ihn ohne Diebstahl durchbringen können.

Lehrer: Was gehört aber zum Gebet?

Ich: Glaube.

Lehrer: Warum hat also der Mensch gestohlen?

Ich: Aus Unglauben.

Lehrer: Ein anderer Fall: der holländische Schiffskapitain Wilhelm Isbrand Bontekoe (l. Bonteku) verlor sein Schiff im Indischen Meere durch Brand. Er entkam mit einem Theile der Mannschaft auf einem offenen Boote; aber Alle hatten vergessen, Lebensmittel mit sich zu nehmen. Bald entstand die größte Hungersnoth. In den gierigen Blicken der Matrosen las man schon den Voratz, den sie bald auch wirklich aussprachen, daß sie einige

von der Mannschaft tödten, und dann ihr Fleisch verzehren wollten. Wäre das erlaubt gewesen?

Ich: Nein; denn im fünften Gebot ist das Tödten ohne Unterschied verboten.

Lehrer: Aber wenn nun die Noth so groß war, daß kein anderes Mittel mehr übrig blieb; sollten sie dann lieber Alle umkommen, da sie vielleicht durch die Aufopferung weniger Personen die andern retten konnten?

Ich: Ich denke, wer Gottes Gebot hält, mit dem läßt's Gott nie so weit kommen, daß er verzweifeln müßte. Und am Ende doch lieber sterben, als wider Gott sündigen.

Lehrer: Worauf gründen sich aber diese Ueberzeugungen?

Ich: Auf den Glauben, daß es Gott nicht an Mitteln und an Wegen fehlt, zu helfen, auch wo die kurzsichtigen Menschen

keinen Ausweg mehr erblicken; und daß dieses zeitliche Leben nicht so viel werth sey, daß man das Leben seiner Seele dafür aufopfern sollte.

Lehrer: Ja, und daß, wenn ich dieses irdische Leben auch nur mit Einer Sünde erkaufen müßte, der Preis doch viel zu hoch wäre. Siehe, diese Ueberzeugung hatte auch Bontekoe. In dem Vertrauen zu Gott, daß Er helfen werde, hat er seine Reisegefährten, ihren blutigen Vorsatz nur noch drey Tage aufzuschieben, weil er hoffe, in dieser Zeit Land zu erreichen. Und seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Der Herr half ihm wunderbar aus allen seinen Nöthen, wie Er allen Denen hilft, die auf Ihn trauen. — Wo haben denn nun auch die Nothlügen ihren Grund?

Ich: Im Unglauben.

Lehrer: Inwiefern?

Ich: Weil man im Glauben es dem Herrn zutraut, daß Er diejenigen, welche aus Ehrfurcht vor Ihm bey der Wahrheit bleiben, auch aus der Noth und Verlegenheit erretten wird. — Aber wie ist's denn nun mit den heiligen Männern Abraham, Isaak, Jakob, David, von denen stehen doch auch Nothlügen in der Schrift?

Lehrer: Diese Männer waren auch Menschen, welche sündigten, und denen wir also nur das nachmachen dürfen, was gut ist an ihnen. Ihre Fehler aber stehen für uns zur Warnung und Demüthigung da. Es ist nur ein Einziger da, der nichts Böses that, und von dem ausdrücklich versichert wird, daß kein Betrug in Seinem Munde erfunden worden sey, also auch keine Nothlüge. Wenn jene heil. Männer sich Nothlügen erlaubten, so geschah es in den Augenblicken

des Unglaubens; Jesus aber war beständig stark im Glauben, und darum konnte Er alle Versuchungen überwinden.

Ein anderes Mal sprach er wieder mit mir über diesen Gegenstand; Obiges kann aber hinreichen, um zu zeigen, wie seine Lehrweise war.

Ich genoß seinen Unterricht etwas länger als ein halbes Jahr, und brachte es unter dem Segen Gottes in dieser Zeit zu einer geordneten und vollständigen Erkenntniß der Religions-Wahrheiten, so daß ich am Ende des Jahrs 1690 von dem damaligen Herrn Spezial Meurer und Herrn Helfer Clemm nach einer vorgenommenen Prüfung für fähig erklärt wurde, durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen zu werden. Diese Erklärung brachte meinem Herzen große Freude, und ich betete nun täglich zu Gott, daß Er mir die rechte Gemüthsfassung für diese heilige

Handlung schenken wolle, damit ich auch den vollen Segen derselben empfangen. Auf Weihnachten schenkte mir die Herzogin eine große silberne Denkmünze. Es war auf derselben eine Abbildung, wie Jesus von Johannes im Jordan getauft wird, und auf der andern Seite war die Geschichte des Pfingstfestes bildlich dargestellt. Auf jener Seite standen nur die Worte: ohne Maaß! auf dieser stand: ohne Zahl! Ich bat meine Pflegemutter um Erklärung dieser Inschriften. Diese gab sie gerne. „Die Worte: ohne Maaß!“ — sagte sie — „gehen auf den HErrn Jesus, der mit dem heiligen Geist ohne Maaß, d. h. mit einer überschwenglichen Fülle des Geistes gesalbt worden ist, und darum auch der Gesalbte, Christus, heißt (Joh. 3, 34.). Die Worte: ohne Zahl! gehen auf die Christen, welche die Gabe des heil. Geistes empfangen, und deren Zahl so groß

werden soll wie die Zahl der Sterne am Himmel. Zu dieser zahllosen Schaar sollst du auch kommen, und es muß dir diese gnädige Berufung doppelt wichtig seyn, da du aus einem Wolke herausgezogen werden bist durch die wunderbare Hand des HErrn, das bis jetzt noch keinen Antheil genommen hat an den Segnungen des Geistes Christi, das aber hoffentlich einst auch noch herbeikommen, und seine Kniee beugen wird vor dem Gekreuzigten."

Ich sagte: „Amen! möge diese Zeit bald kommen!“

Meine Taufe war auf den sechsten Januar, als auf das Fest der Erscheinung Christi unter den Heiden, festgesetzt, und sollte nach dem Willen der Herzogin in der Stiftskirche in Stuttgart auf eine feierliche Weise vorgenommen werden. Ein feierlicher Kirchgang wurde von dem Schlosse aus zur Stiftskirche gehalten.

Vorán

Voran giengen die Taufzeugen, welche aus freiwilliger christlicher Liebe diese Stelle vertreten wollten, nämlich: die Frau Herzogin Wittwe Magdalena Sibylla, der Erbprinz, nachmalige Herzog, Eberhard Ludwig, die Frau Oberhofmeisterin von Wachenheim, Herr Consistorial-Direktor Bardili, Frau Doktorin Commerell, Frau Kammerrath Faber, und Herr Kanzlei-Advokat Dr. Stierlin. Hierauf kam ich, von zwey adelichen jungen Herren begleitet, und dann folgten alle die Personen, welche zum Herzoglichen Hofe gehörten.

Als wir uns in der von Zuhörern angefüllten Kirche auf unsere Plätze begeben hatten, wurden einige Verse aus dem Lied von Paul Gerhard gesungen:

Du allersüßste Freude,  
Du allerschönstes Licht! u. s. w.

Hierauf predigte der Stifts-Prediger Schmidlin über das Evangelium des Tages Matth. 2. und verglich die Reise der Weisen aus Jerusalem mit meiner wunderbaren Führung von Belgrad nach Stuttgart. Die Predigt währte ziemlich lange; ich war aber mit innerlichem Seufzen und Flehen zu sehr beschäftigt, als daß ich viel davon hätte fassen können. Zum Anfang der Taufhandlung wurde der Vers gesungen:

O Gott und Vater gnadenvoll ic.

Dann legte ich öffentlich mein Glaubensbekenntniß ab, wozu mir der Heiland ein reiches Maaf von Freudigkeit verlieh, wie wohl mir vorher sehr Angst gewesen. So bald ich aufstand und anfing zu reden, war alle Angst wie weggehaucht; ich sah nicht mehr auf die Menschenmenge, sondern dachte allein an Gott, der in das Herz steht, und weiß, ob unser Bekenntniß aufrichtig und lauter ist. Hierauf kniete ich

nieder, wurde im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes getauft, und erhielt die Namen Christiana Magdalena Eberhardina, welchen hernachmals noch der Name Gottliebkin als Zuname beigegeben wurde. Der türkische Name Setma war der letzte Ueberrest von meinem türkischen Vaterland, den ich vollends abzulegen hatte. Vaterland, Familie, Freunde, Erbschaft, Religion, Sprache, Sitten, Kleider hatte ich Alles schon längst verlassen und abgelegt; aber auch nach der Verheißung Jesu hundertfältig wieder gefunden schon in dieser Zeit. Warum hätte ich nicht gern auch meinen Namen vollends hergeben sollen, um auch äußerlich darzustellen, was ich innerlich zu erfahren wünschte, — eine gänzliche Wiedergeburt! Gott aber sey Dank, der nach und nach Alles vollends hinwegnimmt, was nicht in Sein Reich hinein taugt!

Nach der Taufe, während welcher mir unbeschreiblich wohl war, wurden die zwey letzten Verse gesungen aus dem Lied des sel. Dr. Luther:

Christ, unser Herr, zum Jordan kam etc.

Das war denn der Tag meiner höchsten Ehren, da ich aus der Zahl der Ungläubigen feierlich herausgenommen, und als ein Kind und Eigenthum Gottes erklärt wurde, ein Glück, das nicht hoch genug zu schätzen ist, und für das so viele Christen, die schon in den ersten Tagen ihres Lebens diese Gnade erfahren, bey weitem dankbarer seyn würden, wenn sie recht überlegten, wie viel Mühe es mich gekostet, wie manchen sauren, ja ich darf wohl sagen, blutigen Tritt es mich gekostet, bis ich so weit kam, und wie so mancher Heide sich's noch viel mehr kosten lassen würde, wenn er Gelegenheit hätte, zu diesem hohen Vorzug zu gelangen.

Von der Kirche aus gieng der Zug wieder in das herzogliche Schloß, wo ich in Anwesenheit des ganzen Hofes der Herzogin meinen fußfälligen Dank sagte. Sie aber erklärte vor dem ganzen Hof, daß sie mir, als einer Christin, nunmehr meine Freiheit schenke, und das, was sie meine Loskaufung gekostet, mir als Tauf-Pfennig anrechnen wolle. Zugleich machte sie mir das gnädigste Anerbieten, ob ich in Zukunft in ihren Diensten bleiben wolle. Beides nahm ich natürlich mit großer Freude und unterthänigstem Danke an, bat aber zunächst nur um die Erlaubniß, mich für heute ganz in die Stille zurückziehen zu dürfen, weil ich befürchtete, in der großen Zerstreuung von dem reichlich empfangenen geistlichen Segen etwas zu verlieren. Wie leicht ist ein volles Gefäß verschüttet, wenn man damit hin und her geht oder gar rennt! Ich suchte deswegen die Stille im Hause

meiner gütigen Pflegemutter, welche mich mit inniger Freude von dem Herzen der ewigen Liebe empfing, und an ihr mütterlich-liebendes Herz drückte. Den ganzen Tag wollte ich Niemand mehr sehen noch sprechen, sondern blieb auf meiner Stube, las bald einige Verse im Wort Gottes, bald ein schönes Lied; bald überließ ich mich dem Jubel meiner innerlichen Freude, bald schickte ich ein frohlockendes Dankgebet zum Throne Gottes hinauf. Ich ließ die ganze wunderbare Geschichte meines Lebens und den reichen Segen des heutigen Tages mehr als ein Mal vor meinem Gemüthe vorübergehen; und fand jedes Mal neue Ursache, den zu preisen und zu erheben, der Wunderbar heißt und wunderbar ist. Ich fand, daß der stille Nachgenuß eines solchen Festes fast noch süßer und lieblicher werden kann als die Festfeyer selbst, bey welcher man durch manche beengende oder

zerstreuende Umstände von außen gestört wird. Zugleich kann ich es nicht verhehlen, daß, so groß das Glück ist, schon als Kind in den Bund mit Gott aufgenommen zu werden, doch auch ein besonderer Segen darin liegt, bey dieser Aufnahme selbst mit Bewußtseyn empfinden zu dürfen und überlegen zu können, wie groß die Gnadengüter sind, die Gott Seinen Kindern anbietet.“ —

Ich muß hier unsere Erzählerin wieder einen Augenblick unterbrechen, um zu dem so eben Gesagten eine kurze Bemerkung zu machen. Damals, als Set ma, oder, wie sie von jetzt an heißt, Gottlieb in dieses niederschrieb, war die Confirmation bey uns noch nicht eingeführt. Durch diese ist ein Ersatz gegeben für das, was Gottlieb bey der Kindertaufe vermißte. Und möchten nur alle unsere Confirmanden ihrem Rathe folgen, und die Stunden nach der heiligen Handlung nicht mit eiteln Zer-

streuungen verderben, unter denen der empfangene Segen wieder verloren geht; sondern vielmehr in der Stille zubringen in der Gegenwart Dessen, der der beste Gesellschafter ist, und aus dessen Nähe man nie leer zurückkommt!

Nun lasse ich unsere Neugetaufte weiter erzählen.

„Am folgenden Tage nahm ich unter tausend Thränen und wiederholten Dank-sagungen für alle Mutterliebe und Treue von meiner bisherigen Pflegemutter Abschied, und bezog ein Zimmer im herzoglichen Schlosse, wo ich der Aufsicht der Frau Oberhofmeisterin v. Wachenheim, einer gottseligen und verständigen Dame, übergeben ward, welche mich durch Lehre und Beispiel immer weiter zum wahren Christenthum anleitete und förderte. Meine Beschäftigung bestand hauptsächlich im

Sticken, welches ich schon in meinem väterlichen Hause erlernt und fleißig geübt hatte.

Nachher schenkte mir die Prinzessin Eberhardine Louise ihre besondere Gnade, und nahm mich mit Genehmigung der Herzogin Mutter in ihre Dienste, in denen ich auch blieb bis an ihren frühen Tod. Sie war von Natur sehr lebhaft, aber von Herzen fromm, und unterhielt sich mit mir meistens über das Wort Gottes und über Herzenserfahrungen. Zuweilen hörte ich von ihr folgende von einer englischen Prinzessin gedichtete Verse:

Ich war so eitel, wild und jung;  
 Ich lachte, tanzte, spielt' und jung;  
 Ich war gesund, mein freies Herz  
 Wuß' nichts von Sorge Müß' und Schmerz,  
 In solchen frohen Stunden meinte ich,  
 Die ganze Welt wär' nur gemacht für mich.

Doch wenn die Noth zum Herzen drang,  
 Wenn Krankheit ihre Geißel schwang

Die Lust der Eitelkeit verschwund,  
 Ich nicht mehr singen und tanzen konnt':  
 Dann fiel mir ein, wie schlimm es würde seyn,  
 Wär' diese Welt nur da für mich allein.

Das frühzeitige Hinscheiden dieser trefflichen Prinzessin setzte das ganze fürstliche Haus in tiefe Trauer, und war auch für mich ein schmerzlicher Schlag, da ich bey der herablassenden Freundlichkeit der Prinzessin nicht wie eine Dienerin, sondern wie eine Freundin von ihr angesehen wurde. Die reichlichen Geschenke, mit denen meine geringe Treue im Dienst der Entschlafenen nach ihrem Abscheiden belohnt wurde, konnten meinen Schmerz nicht einschläfern. Eine andere Erquickung war mir aufgehoben.

## Siebentes Kapitel.

### Kirchheim unter Teck.

Nach dem Tode der Prinzessin Eberhardine Louise hatte mich die Herzogin

Mutter selbst unmittelbar in ihre Dienste genommen, und mir die Bedienung ihrer eigenen Person übertragen. Sie war meine größte Wohlthäterin, ihr wollte ich auch am liebsten dienen. Nach wenigen Tagen trat noch eine Kammerfrau in den Dienst, welche der Herzogin von Sachsen aus empfohlen worden war, und Christiana Maria Weiße hieß. Als sie dem Hof vorgestellt wurde, fühlte sich mein Herz sehr zu ihrer sanften Gestalt hingezogen, und sobald wir allein waren, drückte ich ihre meine Freude darüber aus, daß wir in Zukunft neben einander dienen sollten, weil ich die lebhafteste Hoffnung in mir hätte, daß unsere Herzen sich bald gegenseitig verstehen würden. Sie äußerte dasselbige, und versicherte, es sey ihr so, als hätten wir schon Jahre lang mit einander gelebt, und wären nur eine Zeit lang im Schlafe gelegen. „Gul y!“ rief ich, und sie im näm-

lichen Moment: „Set ma!“ und wir lagen einander in den Armen, und hielten uns fest umschlossen. Der Eindruck von den verschiedenartigen Auftritten, deren Bilder jetzt so schnell an meiner Seele vorüberzogen, war aber so stark und heftig, daß ich unwillkürlich in ein lautes Weinen gerieth, das wohl eine Viertelstunde anhielt, und während dessen ich kein Wort reden konnte. Guly weinte mit, war aber gefaßter als ich, und sagte: „ein anderes Mal will ich dir meine Geschichte erzählen, heute bist du zu schwach dazu.“ — Ich war damit einverstanden, und in der überfließenden Freude meines Herzens stand mir nur Eines klar vor Augen: ich wollte so bald als möglich darüber Gewißheit erhalten, ob Guly eine Christin geworden, ob sie eine wahre Christin sey, die den Heiland von Herzen lieb habe. Um meine Freude völlig zu machen, durfte ich mich auch davon

überzeugen, daß sie an christlicher Erkenntniß und Erfahrung weiter war als ich, und mir eine Stütze werden konnte, der ich sehr bedürftig war. Das Herz verläßt sich auf Gott, aber die Hand sucht einen Stab. David setzte seine Zuversicht auf den Allmächtigen, aber er hatte auch einen Jonathan, und weinte um ihn, als er ihn verlor. Paulus, der muthige Glaubenszeuge, klagt wehmüthig, daß ihn in Rom Alle verlassen haben, und er nun allein stehe. Wer wollte mir's übel nehmen, daß mein Herz bey der Entdeckung, was es in Zukunft an Guly haben werde, vor Freuden jauchzte. Ach die Tage der Trauer bleiben ja doch nicht aus; das habe ich auch satzsam erfahren. — Nach einigen Tagen nahm mich Guly, als wir eine ruhige Stunde hatten, am Arm, und gieng mit mir in den herzoglichen Lustgarten, wo wir uns auf einer Rasenbank nie-

verließen, und nun erzählte sie mir ihre Geschichte:

„Meine Empfindungen, als wir nach der Eroberung unserer Vaterstadt so unerwartet von einander gerissen wurden, darf ich dir nicht erst beschreiben; sie sind ja auch die deinigen gewesen. Ich war fast ganz besinnungslos, als mich der General, welcher mich gefangen genommen hatte, in's Lager schleppte. Er war schon ein bejahrter Mann, sehr mild und leutselig, und hatte mit mir nichts Anderes im Sinne, als mich seiner Tochter zur Gesellschafterin zu bringen. Das erfuhr ich aber erst später; denn er konnte nicht türkisch und ich nicht deutsch, und so mußte ich mich einstweilen mit seiner freundlichen Behandlung begnügen, welche ganz über meine Erwartung war. Da der Feldzug bald zu Ende gieng, so durfte ich nicht lange im Lager bleiben, und der General, der

außer der Kriegszeit auf seinem Landgut in Schlessen wohnte, nahm mich mit dahin, wo er von seiner Tochter mit der größten Freude empfangen wurde. Er sagte ihr, was ich freilich nicht verstand, aber aus seinen Bewegungen schließen konnte, daß er mich für sie zur Aufwartung und Unterhaltung mitgebracht habe, worüber sie sehr vergnügt zu seyn schien. Die Freude stockte aber bald wieder, als sie merkte, daß ich nichts von ihrer Sprache verstand. Indessen wurde sie nicht unwillig, sondern unterrichtete mich mit vieler Geduld und Angelenkenheit im Deutschreden und Lesen. Letzteres gieng mir schwerer als das erstere; indessen hatte ich es doch in einem halben Jahre so weit, daß ich mich Jedermann im Hause verständlich machen, und ziemlich deutlich in der Bibel lesen konnte. Diese hatte man mir zum Lesebuch gegeben, denn der General war ein von Herzen

frommer Mann, — und da ich im Anfang noch nicht wußte, was darinnen stand, und daß dieß das Religionsbuch der Christen sey, so ließ ich es mir gefallen, was ich nimmermehr gethan haben würde, wäre mir jenes bekannt gewesen: denn meine väterliche Religion zu verlassen, hatte ich keineswegs im Sinn. Je mehr ich aber nun verstehen lernte, was ich las, desto mehr gefiel mir das Buch, und wie ich endlich an die Geschichte Jesu kam, und nun merkte, woran ich war, da hatte mich die Wahrheit und Lieblichkeit dieser Gottesworte schon so gefangen genommen und gefesselt, daß ich nicht mehr zurück konnte. Ich las also die Geschichte Jesu vollends durch, las die Apostelgeschichte, die Briefe, las Alles bis an's Ende, und da war es in meinem Herzen felsenfeste Gewißheit: Das ist ein wahrhaftiges Wort! Das ist Gottes Wort! Noch ehe ich die deutsche Sprache recht

gelernt hatte, nahm ich schon die deutsche Religion an, und ehe ich eine unpartheiische Vergleichung des Christenthums und des Muhamedanismus anstellen konnte, hatte Christus schon Besitz von meinem Herzen genommen. O da erfuhr ich große Gnade und Seligkeit! — Der General und seine Tochter merkten, daß etwas Besonderes mit mir vorgehe; aber sie wollten den freien Gang der Entwicklung nicht stören, bis ich endlich selbst ihnen mit dem Geständniß entgegenkam, daß ich glaube an Christum, den Heiland der Welt. Sie waren sehr erfreut darüber, und theilten ihre Freude auch sogleich dem Prediger Kothemit, der in dem zum Gut gehdrigen Dorfe angestellt war. Dieser kam, und ließ sich von mir erzählen, wie ich zu diesem Glauben gekommen sey, dann stand er auf, ein ehrwürdiger achtzigjähriger Greis mit schneeweissen Haaren, richtete seine Augen gen

Himmel, hob die gefalteten Hände empor, und rief: „Herr! nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren: denn meine Augen haben gesehen, daß sich eine Seele aus Ismael zu Dir befehret hat.“ — Dieser alte Knecht Christi hatte sich's nämlich zum besondern Anliegen gemacht, um die Bekehrung der Muhamedaner zu beten, und seufzte täglich zum Herrn, Er möchte doch einmal Seinen Geist unter sie senden, und ihre verblendeten Augen aufthun. Um so erwünschter war ihm daher das Beispiel einer zu Christo gekommenen Muhamedanerin, und er nahm es als ein Unterpfand der Erbdrung Seiner Gebete an, die ja auch wohl noch in Erfüllung gehen können. Er nahm mich nun in besonderen Unterricht, und gab sich alle Mühe, mir die christliche Wahrheit recht süß und lieblich Jesum recht groß, mein Verderben recht tief, und die ewige Seligkeit recht herrlich

vorzustellen. Seine Worte fielen auf einen empfänglichen offenen Boden; mein Herz war begierig, recht viel von Jesus und von den himmlischen Dingen zu hören, und ich machte oft Fragen an ihn, auf die er mir gar keine Antwort gab, sondern sagte: „Du mußt nicht Alles wissen; halte fest, was du hast.“ Am Weihnachtstage wurde ich getauft, und erhielt die Namen: Maria Christiana. Ich fand aber nicht das, was ich erwartet hatte. Mein Herz war ziemlich kalt und ungeschmilt, meine Aufmerksamkeit mehr auf das Äußere gerichtet, meine Andacht mehr gezwungen als lebendig. Ich merkte es zeitig, seufzte und betete, so gut ich konnte; aber es blieb so. Ich setzte das Beten den ganzen Tag fort, und siehe da, am folgenden Tage kamen alle die Segen, die ich heute nicht genossen hatte, stromweise über mich. Der Friede Gottes erfüllte

mein Herz, und ein solches Wohlseyn lehrte bey mir ein, daß ich mich nicht enthalten konnte, laut zu jauchzen. Der General sagte: „Maria, nimm dich in Acht, wenn der Himmel blüht, gib's gern Regen. Es könnte auch anders kommen.“ — Der alte Prediger aber sagte: „Laßt sie doch in ihrer Freude, und gönnet ihr's. Die Hochzeitleute können nicht fasten, so lange der Bräutigam bey ihnen ist. Freilich wird's einmal anders kommen; aber dann ist's noch Zeit genug, das Gesicht in Falten zu legen.“

Der gute Mann hatte Recht, ich dachte oft an ihn. Nun ruht er schon lange in seinem Grabe, und neben ihm der alte General. Ach er starb im Frühjahr nach meiner Taufe! Die ersten Schlüsselblümchen schienen sein Grab aufgeschlossen zu haben. Er starb schnell dahin, nicht wie eine Eiche, die nach und nach abfaßt;

sondern wie eine hohe Fichte, die von den gewaltigen Schlägen der Art schnell zu Boden gelegt wird. Er starb gern. „Wenn man nur eine Stunde Zahnweh hat“, sagte er, „so hat man schon das Leben satt, und in einem Lebenslauf von 64 Jahren kommt manches Weh an den Erdenpilger. Ich hoffe einen guten Tausch zu treffen. Mein Herr und Heiland hat mir eine Stätte bereitet. Meine Menschenünden, und meine Soldatensünden, und meine Generalsünden hat Er mir alle vergeben; ich habe Gnade erlangt.“ Vor seinem Ende ließ er sich noch folgende Verse vorlesen:

Ich geh' dem schönen Land  
 Voll Freud' und Segen zu,  
 Dem heil'gen Friedensland, dem Land  
 Der ew'gen Ruh';  
 Wo Del und Wein mir blü'h'n,  
 Wo Milch und Honig fließt,  
 Aus Lebensbäumen ewig grün  
 Mir Gnade spriest:

Wo unser Kdnig wohnt,  
Der Herr der Heiligkeit,  
Der über Welt und Sünde thronet,  
Im Friedenskleid.  
Auf Zions sel'gen Hbh'n  
Hat Er sein Reich erricht't,  
Und herrscht mit Seinen Heiligen  
Im ew'gen Licht.

Der Herr der Ehren schwor  
(Sein Eid fällt nicht dahin);  
Ich soll mit Adlersflug empor  
Zum Himmel zieh'n.  
Ich soll Sein Antlitz seh'n,  
Anbeten Seine Macht,  
Und Seiner Wunder Preis erhbb'n  
In ew'ger Pracht!

Dann sagte er, als er uns weinen sah:  
„Weinet nicht, Kinder! ein Soldat hat  
schon etwas Uebrig'es, wenn er auf dem  
Bett sterben darf, und was noch mehr ist:  
ein sterbender Christ tauscht mit keinem  
lebenden Kdnig.“

„Ich bin selig, reich und satt,  
Weil mein Herz den Heiland hat.“

„Laßt mich im Frieden ziehen!“ Darauf  
faltete er die Hände, schloß die Augen und  
schief ein wie ein Kind, das am Morgen  
wieder erwachen wird.

Nach seinem Tode nahm sein Sohn, ein  
Hauptmann in sächsischen Diensten, seinen  
Abschied, um das väterliche Gut zu über-  
nehmen. Er war ebenfalls ein edler christ-  
licher Mann, und sicherte mir gleich am  
ersten Tag den ungehinderten Aufenthalt  
bey ihm und seiner Schwester zu. Aber  
ehe ein ganzes Jahr verfloß, kam er zu  
mir mit dem überraschenden Antrag, ich  
sollte seine Gattin werden. Ich machte viele  
Einwendungen, und bat mir Bedenkzeit  
aus. Durch vieles Zureden von seiner und  
seiner Schwester Seite, und weil ich keine  
innere Freudigkeit hatte, ihn abzuweisen,  
ließ ich mich endlich bewegen, in seinen

Wunsch zu willigen. Wir Drey lebten nun bey einander wie die Kinder so vergnügt, und eines suchte dem andern auf dem Wege zum Leben behülflich zu seyn. Nach drey Jahren sah sich mein Gatte durch allerley Umstände gendthigt, seine Güter in Schlesiens zu verkaufen, und kaufte ein kleines Landgut in Sachsen in der Gegend von Dübissin. Guten Muthes traten wir die Reise dorthin an. Gleich auf der ersten Tagesreise aber wurde mein Gatte krank, so daß wir langsam reisen, und oft unterwegs stille halten mußten. Du kannst dir denken, wie beschwert mein Herz auf dieser Reise war, wie viele Thränen ich im Verborgenen vergoß, und wie viele Seufzer hinauffstiegen zu dem, der die Liebe ist, auch wenn Er schlägt. Als wir in der Gegend der Landstrone bey Gbrlitz ankamen, ließen wir still halten, und setzten uns im Abendsonnenschein auf einen grünen Rasen. Nicht weit

davon

davon saß ein Hirte bey seiner Schafheerde unter einem Baum, und sang folgendes Lied:



Kommt Lämmlein, waidet nur  
Hier auf der fetten Flur,  
Wo stille Wächlein zieh'n  
Durch Gras und Blumen hin.  
Nah' ist des Hirten Stab und Arm;  
Ruht friedlich hier ohn' Furcht und Harm!

Ihr Lämmer, lauft nicht weg,  
Und bleibt mir im Gehäg';  
Der wilde Wolf wird nah'n,  
Fällt irre Schäflein an.  
Hier ruhet auf der schönen Waid'  
In Fülle, Fried' und Sicherheit.

Kann sich ein Lamm erfreu'n,  
 Das nicht will folgsam seyn?  
 Das die Gefahren kennt,  
 Und doch in's Weite rennt?  
 Der Wolf erhascht's, in Herzensnoth  
 Schreit's laut, und jammert, und — ist todt.

O liebes Lämmlein! flieh  
 Aus meiner Pflege nie!  
 Bleib' auf dem reichen Feld,  
 Das dir dein Hirt' erwählt.  
 Ich will dich schützen Tag und Nacht;  
 Drum bleib' in deines Hirten Wacht!

Ihr Lämmlein in der Hürd'!  
 Mich waidet auch ein Hirt',  
 Führt mich auf rechter Straß',  
 Und liebt mich ohne Maaß:  
 Sein Stab und Stecken hilft in Noth.  
 Mein Hirte ist mein Heiland, Gott!

Die Worte: „Führt mich auf rechter  
 Straß', und liebt mich ohne Maaß“ —  
 giengen mir tief in's Herz, und mein Glaube  
 mußte fest stehen, um bey den nachherigen  
 Erfahrungen sie nicht aus dem Gesichte zu

verlieren. Laß mich schnell darüber weg-  
 gehen. Nach einem Jahre starb mein  
 Gatte in meinen Armen. Seine Schwe-  
 ster folgte ihm bald nach in's Grab. Das  
 Gut fiel dem Staate heim, weil keine  
 Erben da waren. Ich wurde mit einer  
 kleinen Summe Geldes abgefunden. Mit  
 Empfehlungen an die Herzogin versehen,  
 reiste ich nach Württemberg, um einige  
 Verwandte meines sel. Gatten aufzusuchen.  
 Sie waren gestorben. So benützte ich denn  
 meine Empfehlungen, um bey der Herzogin  
 Dienste zu suchen.“

So weit erzählte Guly, die jetzt Maria  
 heißt, und ich sah nun mit Dank gegen  
 Gott, daß mein Weg noch lange nicht der  
 schwerste gewesen sey. Später erzählte sie  
 mir Manches noch ausführlicher, und ich  
 erstaunte über die schweren Prüfungen,  
 welche Gott ihr auferlegt, und über die  
 Geduld und Demuth, welche sie unter den-

selbigen gelernt hatte. Sie beschämte mich oft, wenn ich unzufrieden oder kleinmüthig war, durch ihre Stille und Gelassenheit, und durch ihr festes Vertrauen auf Gott, und ich kann nicht sagen, wie wohlthätig die Verbindung mit ihr für mein Herz war. Unsere gegenseitige Liebe, die schon in früher Jugend gepflanzt worden, nahm von Tag zu Tag zu, und wir durften den Segen einer durch Christum geheiligten Freundschaft und Gemeinschaft reichlich erfahren. Als unsere gnädigste Frau, die Herzogin Magdalena Sibylla, auf ihren Wittwenstiz nach Kirchheim unter Teck zog, waren wir froh, aus dem geräuschvollen und zerstreuten Leben in der Residenz in die Stille eines Landstädtchens zu kommen. Wir fanden auch dort christliche fromme Menschen, in deren Umgang wir uns erbauen konnten, und brachten unsere Zeit im Segen zu. Mit Geneh-

migung der Herzogin hielten wir eine kleine Arbeitsschule für Töchter aus der Stadt von 14 bis 20 Jahren, welche wir im Nähen, Stricken und Sticken unterrichte-



ten, und denen wir zugleich durch christliche Gespräche nützlich zu werden suchten. Jedes Mal wurde ein Kapitel aus der Bibel gelesen, und während der Arbeit darüber gesprochen. Dazwischen wurden schöne christliche Lieder gesungen, und zuweilen benützten wir, um das Nachdenken unserer Zöglinge anzuregen, und sie zu einer genaueren

Bekanntheit und einem fleißigen Umgang mit der Bibel zu veranlassen, ein altes Buch, in welchem mancherley biblische Räthsel standen, welche wir von ihnen auflesen ließen. Hier sind einige davon:

In welchem Jahre war die Erde unfruchtbar, und entstand doch keine Theurung?

Wer hat einen Fingerring getrunken?

Was ist das für eine Frau, welche in der Schrift in Verbindung mit den Zahlen 3, 10 und 12 vorkommt?

Wer ist das, der etwas fand, das er nicht suchte; der zu arm war, es zu kaufen, und doch noch etwas dazu kaufte?

Was ist das für ein Haus? — es steht nicht auf dem Fels und nicht auf dem Sand; es hat keine Mauern und keine Fenster; es wohnen mehr Familien d'rin als Menschen; im Januar steht's im Thal und im Dezember auf dem Berg.

Welches ist das größte Gefäß, das in der Bibel vorkommt?

Was war das für ein Mann, der auf dem Gebirge geboren wurde, am Wasser lebte, und in einer Festung starb? Er war kleiner als die Kleinen, und größer als die Großen.

Wie hieß der Mann, der am Morgen den Schwachen fürchtete, und bey Nacht den Stärksten überwand?

Wie hießen die vier Männer, die von oben herab auf den höchsten Berg des Landes kamen?

Wer war das, der sich darüber freute, daß er immer kleiner wurde, und deswegen so groß ist?

Wie hieß die Frau, die ihr Kostbarstes und ihr Schlechtestes an Einem Orte verbarg?

Wo wurde das Zeichen der herzlichsten Liebe aus Haß gegeben?

Was ist das für ein Thorwart, der nie geboren ist, und nie sterben wird?

Wer waren die Männer, die eine theure Waare für Geld kauften, und doch umsonst bekamen?

Was ist das für ein Kleid, das kein Schneider gemacht hat, und doch ein Weber gewoben?

Was war das für ein Redner, der nur einmal in seinem Leben gesprochen, und der nur Einen Zuhörer hatte?

Was war das für ein Holz, das 600 Männer mehr fürchteten als zwei Ochsen?

Was ist so klein und wird so groß,  
Verbirgt so viel, und ist so bloß?

Gern hätten wir es uns gefallen lassen, bis an unser Lebensende in dem freundlichen Kirchheim zu bleiben; aber da am 21. August 1712. die Herzogin, meine

große Wohlthäterin, starb, so mußten wir wieder nach Stuttgart ziehen.“ —



So weit erzählt sie selbst. Sie erhielt von dem Herzog Eberhard Ludwig auf Empfehlung der verstorbenen Herzogin Kost und Wohnung lebenslanglich in der Herzoglichen Hofhaltung, lag im Jahr 1714. an einer schweren Krankheit darnieder, von der sie sich nie ganz erholte, und wie lange sie dann noch gelebt hat, weiß ich nicht. Sie hat an Armen und Kranken nach Vermögen viel Gutes gethan, und vielen Sterbenden durch frommen Zuspruch ihre letzten Stunden erleichtert. Unsere Großeltern in Stuttgart hörten

noch manchmal von der frommen  
Jungfer Gottliebinn erzählen, und  
wenn auch unsere Enkel nichts mehr von  
ihr wissen werden, so werden sie doch un-  
sere Engel um so besser kennen.

---

Der  
an  
un  
Verfuch  
Eitren  
heraus  
Ernun  
Das  
eine G  
Hilf  
Interf  
E. A.  
Auf.  
ar B  
den G  
den u  
Wiele  
Niele  
als S  
bere  
tine  
Ein  
W  
gen  
Der  
i  
W

Vey J. F. Steinkopf in Stuttgart sind un-  
ter andern folgende empfehlenswerthe Kinder-  
und Jugend-Schriften erschienen:

### Goldenes Buch für die Jugend.

Versuch einer kurzgefaßten christlichen Religions- und  
Sittenlehre in gereimten Denksprüchen. Von dem  
Herausg. der „Beispiele des Guten &c.“ Mit einem  
Ermunterungswort der Liebe von Dr. Steinkopf.  
12. 1816. 4 ggr. od. 15 kr.

Das Denkwürdigste der frühern Geschichte Jesu;  
eine Gedächtnißschrift auf die Erscheinung des Welt-  
heilandes zur Selbstunterhaltung für Kinder und zur  
Unterhaltung der Erwachsenen mit Kindern. Von  
E. N. D. (Hrn. Stadtpfr. Dann). Mit 4 illum.  
Kupf. 2te verb. Aufl. gr. 12. 1830. 12 ggr. od. 48 kr.

### Erzählungen für die zartere Jugend

zur Bildung und Stärkung des religiösen und sittli-  
chen Gefühls und Urtheils. Ein Lesebuch für den häusli-  
chen und Schul-Gebrauch. Von dem Herausg. der „Bei-  
spiele des Guten &c.“ 8. 1826. 16 ggr. od. 1 fl. 12 kr.  
Dieselben mit 24 illum. bildl. Darstell. 1 Thlr. 8 ggr.  
od. 1 fl. 36 kr.

### Kleine Bibel für Kinder,

als Vorbereitung zum heilsamen Gebrauche u. frucht-  
baren Verständnisse der heiligen Schrift selbst. Mit  
einer kurzen Geschichte der Religion, von Pfr. M.  
Schrung. 8. 1817. 12 ggr. od. 45 kr.

### Der christliche Kinderfreund.

Ein Lesebuch zur Bildung und Belebung eines christ-  
lich-religiösen Sinnes in der Seele der zarteren Ju-  
gend. Für den häuslichen und Schulgebrauch. Vom  
Herausg. der „Beispiele des Guten &c.“ 8. 1824.  
1 Thlr. od. 1 fl. 30 kr. in Parthieen 16 ggr. od. 1 fl.

### Materialien zur Uebung im Declamiren.

Mit Anmerkungen über Declamation, u. 1 Titelskupf.  
8. 1810. 16 ggr. od. 1 fl.

Kleiner Schul-Atlas  
von Prof. Haug. Mit 6 Charten. Fol. 1 Thlr. 8 ggr.  
od. 1 fl. 48 kr.

Schule der Weisheit und Tugend.  
Eine Auswahl vorzüglich schöner Parabeln und anderer moralischen Erzählungen. Ein Geschenk für die Jugend. Mit Vorr. v. weil. Dr. J. L. Ewald.  
2 Theile. Dritte stark vermehrte Auflage. Mit zwey Kupfern ic. 8. 1819. 1 Thlr. od. 1 fl. 30 kr.

Praktische Sittenlehre für die Jugend  
in ausgewählten Fabeln und Erzählungen. Ein Lese- und Gedächtniß-Buch für den häuslichen und öffentlichen Gebrauch. V. d. Herausg. der „Beispiele des Guten ic.“ 8. 1821. 1 Thlr. od. 1 fl. 30 kr.

#### Adela.

Lehrreiche und gemüthliche Unterhaltungen für die Jugend im Alter von 10 — 14 Jahren. Eine Auswahl von Erzählungen, Fabeln, Liedern, Räthseln ic. Von dem Herausg. der „Schule der Weisheit ic.“ 8. 1828.  
18 ggr. od. 1 fl. 12 kr.

#### Beispiele des Guten.

Eine Sammlung edler und schöner Handlungen und Charakter-Züge aus der Welt- und Menschen-Geschichte aller Zeiten und Völker. Der Jugend und ihren Freunden gewidmet. Nebst Vorrede v. Dr. J. L. Ewald; 3 Theile mit Titelskupfer. Fünfte verb. u. verm. Aufl. 8. 1821. 1 Thlr. od. 1 fl. 30 kr.

Beispiele des Guten ic. 4r. u. 5r. (poetischer) Theil. Auch unter dem Titel: Edelsinn und Tugend. ic. 8. 1ster Thl. 2te verm. Aufl. 1824. 2ter Thl. 1830.  
1 Thlr. 8 ggr. od. 2 fl. 12 kr.

Warnungs-Beispiele für die Jugend  
aus der Geschichte u. dem alltäglichen Leben, oder lehrreiche Schule der Erfahrung zur Verhütung dessen, was unser inneres und äußeres Wohlfeyn fñhren kann. Ein Lesebuch für den häuslichen u. Schul-Gebrauch v. d. Herausg. der „Beispiele des Guten ic.“ 8. 1829.  
18 ggr. od. 1 fl. 12 kr.